Märchen
von
August Strindberg

München Georg Müller

August Strindberg / Märchen

Siebente Auflage

August Strindberg

Märchen

Aus dem Schwedischen übertragen von

Emil Schering

1 · 9 · 1 · 7

München und Berlin bei Georg Müller

Copyright 1917 by Georg Müller in München

In Mittsommerzeiten

In Mittsommerzeiten, wenn die Erde in den nordischen Landen Braut ist, wenn der Boden sich freut, wenn die Quelle noch läuft, wenn die Blumen der Wiese noch aufrecht stehen und die Vögel noch singen, da kam die Taube aus dem Walde und setzte sich vor die Hütte, in der die neunzigjährige Mutter zu Bett lag.

Die Alte hatte zwanzig Jahre gelegen, und sie konnte durchs Fenster alles sehen, was auf dem Hofe geschah, den ihre beiden Söhne besorgten. Aber sie sah die Welt und die Menschen auf ihre besondere Weise, denn die Fensterscheiben waren in allen Farben des Regenbogens angelaufen; sie brauchte nur den Kopf etwas zu drehen, so erschien alles nacheinander in rot, gelb, grün, blau, lila. War es also ein Wintertag, da die Bäume im Reif dastanden, als trügen sie weißes Laub aus Silber, so drehte sie den Kopf auf dem Kissen, und die Bäume

wurden grün; es war Sommer, der Acker wurde gelb, der Himmel wurde blau, auch wenn er selbst grau war. Auf diese Weise glaubte sie zaubern zu können; und sie langweilte sich nie.

Aber die zauberischen Scheiben hatten auch eine andere Gabe; denn sie waren ausgebaucht, so daß sie das, was draußen war, bald vergrößert, bald verkleinert zeigten. Wenn also ihr großer Sohn nach Hause kam und garstig war und draußen auf dem Hofe schrie, so wünschte die Mutter ihn wieder klein und artig; und gleich sah sie ihn so klein. Oder wenn die Kindeskinder draußen angetrippelt kamen, und sie dachte an ihre Zukunft, so — eins, zwei, drei — kamen sie ins Vergrößerungsglas, und sie sah sie erwachsen, als große Menschen, wahre Riesen.

Wenn aber der Sommer anging, dann ließ sie das Fenster öffnen; denn so schön, wie es dann draußen war, konnten die Scheiben es nicht zeigen. Und jetzt am Mittsommerabend, als es am allerschönsten war, lag sie da und sah

auf Wiese und Hag hinaus, wo die Taube ihr Lied anstimmte. Sie sang so schön von Jesu Christ und von der Freude und Herrlichkeit des Himmelreiches, und sie hieß alle willkommen, die mühselig und beladen waren.

Die Alte hörte, aber sie dankte vielmals, denn die Erde war heute so schön wie der Himmel selbst, und sie wünschte es sich nicht besser.

Da flog die Taube über die Wiese in den Berghain hinauf, wo der Bauer stand und einen Brunnen grub. Er stand tief unten in der Erde, hatte drei Ellen Erde über dem Kopf, ganz wie in seinem Grabe.

Die Taube setzte sich in eine Fichte und sang von der Freude des Himmelreiches, überzeugt, daß der Mann unten in der Erde, der weder Himmel, Meer noch Wiese sah, sich nach dort oben sehnen würde.

Nein, sagte der Bauer, ich muß erst einen Brunnen graben; denn sonst kriegt mein Sommergast kein Wasser, und dann zieht die kleine unglückliche Frau mit ihrem Kinde fort.

Die Taube flog an den Strand hinunter, wo der Bruder des Bauern dabei war, Netze einzuholen; und sie setzte sich ins Schilf, um zu singen.

Nein, sagte der Bruder des Bauern, ich muß Essen fürs Haus schaffen, sonst schreien die Kinder vor Hunger! Später! Später! Mit dem Himmel hat es Zeit! Erst das Leben und dann der Tod!

Die Taube flog nach der Großhütte hinauf, wo die kleine unglückliche Frau für den Sommer wohnte. Sie saß jetzt auf der Veranda und nähte auf der Handmaschine; weiß wie eine Lilie war sie im Gesicht unter dem roten Filzhut, der gleich einer Mohnblüte auf ihrem schwarzen Haare lag, das so schwarz wie ein Trauerflor war. Sie wollte der Kleinen eine hübsche Schürze nähen, für den Mittsommerabend; und das Kind saß zu ihren Füßen am Boden und zerschnitt die Zeugstücke, die es bekam.

Warum kehrt Papa nicht heim? fragte die Kleine.

Das war gerade die schwere Frage, welche die

junge Mutter selbst nicht beantworten konnte, und wahrscheinlich der Vater auch nicht, der da im fremden Lande seinen Kummer hütete, der doppelt so groß war wie der der Mutter.

Die Nähmaschine ging schlecht, aber sie stach und stach; so viele Nadelstiche, wie ein Menschenherz ertragen kann, ehe es ganz verblutet; und jeder Stich band den Faden doch fester — wie sonderbar!

Ich möchte heute ins Dorf gehen, Mama! sagte die Kleine, und ich will die Sonne sehen, denn hier ist es so dunkel.

Du darfst heute Nachmittag nach der Sonne gehen, mein Kindchen!

Es war nämlich dunkel zwischen den hohen Klippen auf diesem Strande der Insel; und das Haus stand mitten zwischen schwarzen Fichten, welche die Aussicht, auch auf das Meer, verdeckten.

Und dann möchte ich, daß du mir viel Spielsachen kaufst, Mama.

Kind, wir haben so wenig, mit dem wir kau-

fen können! antwortete die Mutter und beugte den Kopf tiefer auf die Brust.

Und das war die Wahrheit, denn der Wohlstand hatte sich in Schwierigkeiten vertauscht; keinen Dienstboten hatten sie für den Sommer, und die Mutter mußte alles selbst tun.

Als sie jetzt aber die traurige Miene des Kindes sah, hob sie es auf ihr Knie.

Faß Mama um den Hals! sagte sie.

Die Kleine tat es.

Gib Mama einen Kuß!

Sie bekam ihn von einem kleinen halboffenen Munde, der dem eines Vogeljungen glich; und als die Mutter einen Blick aus diesen Augen erhielt, die blau wie die Blüte des Flachses waren, da strahlte ihr schönes Gesicht von der harmlosen Unschuld des Kindes wieder, und sie sah selbst wie ein glückliches Kind im Sonnenschein aus.

Hier singe ich nicht vom Himmelreich, dachte die Taube, aber kann ich ihnen dienen, so werde ich.

Und dann flog sie nach dem Sonnendorf, denn dort hatte sie zu tun.

Jetzt war es Nachmittag; die kleine Frau nahm den Korb auf den Arm und das Kind an die Hand, um zu gehen. Sie war noch nie im Dorfe gewesen; aber sie wußte, daß es nach Sonnenuntergang lag, auf der andern Seite der Insel; und der Bauer hatte gesagt, es seien sechs Gatter und sechs Gattertore, ehe man hinkommt.

Und so gingen sie.

Zuerst kam ein Fußsteig mit Steinen und Baumwurzeln, so daß die Kleine getragen werden mußte, und das war schwer genug. Der Arzt hatte dem Kinde verboten, seinen linken Fuß anzustrengen, denn der war so weich, daß er leicht krumm wachsen konnte.

Die junge Mutter brach unter ihrer lieben Last beinahe zusammen; und die Schweißtropfen perlten über ihr Gesicht, denn es war heiß im Walde.

Ich bin so durstig, Mama! klagte das kleine Mädchen.

Geliebtes Kind, fasse dich in Geduld, dann bekommst du Wasser, wenn du da bist.

Und sie küßte die trockenen kleinen Lippen des Kindes, und da lächelte das Kind, seinen Durst vergessend.

Aber die Sonne brannte und die Luft stand still im Walde.

Jetzt mußt du versuchen, ein wenig zu gehen, sagte die Mutter und setzte das Kind nieder.

Aber der kleine Fuß bog sich, und das Kind konnte nicht gehen.

Ich bin so müde, Mama! klagte das Kind und setzte sich nieder, um zu weinen.

Aber auf dem Boden wuchsen die schönsten Glöckchen von einem Rosenrot, das nach Mandel duftete; und das Kind hatte noch nie solche kleinen Blumen gesehen; und da lächelte sie wieder, daß die Mutter in ihrem Herzen gestärkt wurde und den Weg mit dem Kinde auf dem Arm fortsetzen konnte.

Jetzt waren sie beim ersten Gattertor, und gingen hindurch, und legten das Zaunband sorgfältig um.

Da hörten sie einen Schrei, der ein lautes Wiehern war; und ein loses Pferd stürzte herbei, stellte sich mitten auf den Weg und schrie; und auf seinen Schrei wurde im Walde von rechts und links und ringsumher geantwortet; und es dröhnte im Boden, knackte in den Zweigen und knallte auf den Steinen. Und die Verlassenen standen mitten unter einer Schar losgelassener Pferde.

Das Kind verbarg sein Gesicht an der Brust der Mutter, und sein kleines Herz tickte vor Angst wie eine Uhr.

Mir ist so bange! flüsterte es.

O, Gott im Himmel, hilf uns! betete die Mutter.

Da hörten sie eine Schwarzamsel in den Fichten singen; und siehe, im selben Augenblick liefen die Pferde nach verschiedenen Seiten davon; und es wurde wieder still.

So erreichten sie das zweite Gatter und legten das Zaunband um.

Da lag ein Brachfeld; und die Sonne brannte heißer als im Walde. Die Erdschollen lagen grau in langen Reihen da; aber an einer abschüssigen Stelle sahen sie die Schollen sich plötzlich bewegen, und das waren die Rükken einer Schafherde.

Schafe sind ja artige Tiere, besonders das Lamm, doch mit dem Widder ist nicht zu spaßen, er ist vielmehr ein unartiges Ding, das gerne die anfällt, die ihm nichts Böses getan haben. Und jetzt kam er gerade auf ihrem Wege über den Graben gesprungen. Er beugte den Kopf und ging rückwärts.

Mir ist so bange, Mama, sagte die Kleine; und ihr Herz klopfte.

O, gnädiger Gott im Himmel, hilf uns, seufzte die Mutter und sah betend zu dem blauen Gewölbe auf.

Und dort ruhte, wie ein Schmetterling flatternd, eine kleine Lerche; und als sie zu singen

anfing, verschwand der Widder unter den grauen Schollen.

So kamen sie zum dritten Gattertor. Jetzt begann der Boden sich zu senken; es wurde feucht unter den Füßen, und da war ein Bruch. Die Erdhöcker sahen wie kleine Gräber mit weißen Blumen aus, Wollblumen oder Baumwollblumen; und es kam darauf an, so zu gehen, daß man nicht ins Moor sank. Da wuchsen schwarze Beeren, die giftig waren, und die wollte das Kind pflücken, aber durfte nicht, und darum wurde es traurig, denn es verstand nicht, was giftig ist.

Wie sie so dahingingen, bemerkten sie ein weißes Tuch, das durch die Bäume hindurch gezogen wurde; die Sonne verbarg sich, und ein weißes Dunkel umgab sie, das unheimlich war.

Aus diesem Weißen ragte jetzt ein Kopf mit einem weißen Stern und zwei krummen Hörnern hervor, und dann brüllte der Kopf. Und da erschienen mehrere Köpfe, viele, und sie kamen immer näher.

Mir ist bange, Mama, flüsterte das Kind. Mir ist so bange.

Die Mutter tat einen Schritt zur Seite und sank zwischen zwei Erdhöckern ins Moor ein.

O Gott, großer, gnädiger, erbarme dich! rief die Mutter aus der Tiefe ihrer Seele.

Und da war der Wind zu hören, der starke Meereswind, der durch den Wald kam; die Bäume bogen sich demütig vor dem großen Geist; und eine junge Kiefer neigte sich nieder; es flüsterte etwas aus ihrer Krone ins Ohr der Verlassenen; und als sie mit der einen Hand in den Zweig faßte, richtete sich die Kiefer auf und erhob die Verzweifelnde aus dem Bruch.

Der Nebel war im selben Augenblick fortgeblasen; die Sonne schien wieder, und sie standen beim vierten Gattertor. Aber die Mutter, die ihren Hut verloren hatte, trocknete die Tränen des Kindes mit ihrem schwarzen Haar; und als die Kleine darüber lächelte, da leuchtete es in dem armen Mutterherzen auf; sie vergaß

alles überstandene Böse, so daß sie neue Kräfte bekam, um das fünfte Tor zu erreichen.

Da wurde es hell in ihrem Herzen, denn sie sah rote Ziegeldächer und Flaggen; und längs des Weges wuchsen Schneebälle und wilde Rosen, zwei und zwei, ganz als ob sie einander liebten, der weiße Schneeball und die hellrote wilde Rose.

Die Kleine konnte jetzt gehen; und sie pflückte den Korb voll Blumen, in denen die Puppe Lieschen die Mittsommernacht über schlafen sollte, um schöne Träume zu haben.

So spielten sie ihren Weg dahin, sorglos wieder; denn sie hatten nur noch einen Birkenhag, so waren sie da. Jetzt stieg der Weg einen kleinen Hügel hinauf; und als sie oben waren und nach links bogen, stand der Stier mitten auf dem Wege.

Es war unmöglich zu fliehen, und zermalmt fiel die Mutter auf die Kniee nieder, legte das Kind vor sich auf den Boden, beugte den Kopf schützend darüber, so daß das lange Haar wie

ein schwarzer Schleier herabhing; und mit erhobenen Händen sprach sie ein stilles Gebet. Und von ihrer Stirn tropfte der Angstschweiß wie rote Blutstropfen auf den Boden nieder.

O Gott, bat sie; nimm mein Leben, aber schone das des Kindes!

Da hörte sie Flügelschläge in der Luft; und als sie aufsah, flog eine weiße Taube dem Dorfe zu; der Stier aber war fort.

Und als sie nach ihrem Kinde sah, saß die Kleine am Wegrande und pflückte Walderdbeeren, die so rot waren wie Blutstropfen; und da verstand sie, wo die hergekommen waren.

Sie gingen durchs letzte Gattertor und wanderten dem Dorfe zu.

In Sonne lag es, an einer grünen Bucht, unter großen Linden und Ahornen; und auf einem Hügel war die weiße Kirche mit dem roten Glockenstuhl daneben zu sehen; der Pfarrhof in Flieder, das Posthaus in Jasmin und das Haus des Gärtners unter einer großen Eiche. Alles lag so hell da; die Flaggen

wehten; kleine Boote säumten Ufer und Landungsbrücken, und man sah, daß es Mittsommerabend war.

Aber sie trafen keinen Menschen. Jetzt wollten sie zuerst zum Kaufladen gehen und einkaufen, aber da sollte die Kleine auch etwas zu trinken haben.

Als sie dahin kamen, war der Laden geschlossen.

Ich bin so durstig, Mama, klagte das Kind.

Sie gingen zur Post. — Da war geschlossen.

Ich bin so hungrig, Mama.

Die Mutter war stumm, denn sie verstand nicht, warum an einem Alltag geschlossen war; und warum keine Menschen zu sehen waren.

Sie ging zum Gärtner. Da war geschlossen, und ein großer Hund lag vor der Tür.

Ich bin so müde, Mama.

Das bin ich auch, mein Kind, aber wir müssen einen Trunk Wasser suchen.

Und sie gingen von Hof zu Hof; aber es war überall geschlossen; und das Kind konnte

nicht weiter gehen, denn sein kleiner Fuß war so müde, daß er hinkte. Als die Mutter die kleine schöne Gestalt so schief geneigt sah, da ermüdete sie auch und setzte sich an den Rand des Weges, mit dem Kind auf ihren Knieen. Und die Kleine schlief ein.

Da hörte sie eine Taube in den Fliederbüschen singen, und die sang von der Freude des Himmelreiches und von der ewigen Sorge und Qual der Erde.

Aber die Mutter sah auf ihr schlafendes Kind und auf dessen kleines Angesicht, das von einer Haube weißer Spitzen eingefaßt war, die den Blütenblättern auf der weißen Lilie glichen. Und sie glaubte das Himmelreich in ihren Armen zu haben.

Aber das Kind erwachte und verlangte zu trinken.

Die Mutter blieb stumm.

Ich will heimgehen, Mama, klagte die Kleine.

Denselben schrecklichen Weg zurück? Nie-

mals! Lieber gehe ich in die See, antwortete die Mutter.

Ich will heim gehen!

Die Mutter erhob sich. Sie hatte in der Ferne junge Birken hinter einem Hügel aufragen sehen; und während sie die betrachtete, begannen die Bäume sich zu bewegen und zu gehen. Da verstand sie, daß es Menschen waren, die Birkenlaub zu den Lauben des Mittsommers gebrochen hatten; und sie schlug den Weg dorthin ein, wo sie Wasser finden würde.

Auf dem Wege dahin bemerkte sie eine kleine Hütte hinter einem grünen Staket mit weißer Pforte; da stand die Tür offen und lud freundlich ein. Sie trat durch die Pforte und kam in einen Garten mit Pfingstrosen und Akeleis. Jetzt bemerkte sie, daß die Gardinen unten vor den Fenstern waren; und alle Gardinen waren weiß. Aber ein Fenster in der Dachstube stand offen, und zwischen Balsaminen streckte sich eine weiße Hand hervor und winkte mit einem

weißen Tüchlein, als winke sie einem, der verreisen will.

Sie ging bis zum Vorbau; und da lag in dem hohen Grase ein Kranz aus grünem Myrtenreis mit weißen Rosen. Aber der war zu groß, um ein Brautkranz zu sein.

Dann trat sie auf den Gang und fragte, ob jemand da sei. Da keine Antwort zu hören war, ging sie in die Stube hinein. Auf dem Boden stand, mitten in einem Wald von Blumen, ein schwarzer Sarg mit silbernen Füßen. Und im Sarge lag ein junges Mädchen mit einer Brautkrone auf dem Kopfe.

Die Wände im Zimmer waren aus neuen Föhrenbrettern, nur mit Oel gefirnißt, so daß alle Aeste zu sehen waren. Und in den ovalen Astlöchern sahen die dunklen querdurchsägten Aeste wie Augensterne aus.

Das Kind bemerkte zuerst die seltsamen Wände und sagte:

Sieh die vielen Augen, Mama.

Ja, da waren Augen aller Art; große, be-

redte, ernste; kleine leuchtende Kinderaugen mit einem Lächeln in den Winkeln; böse Augen, die zuviel des Weißen zeigten; offene, wache Augen, die im Herzen forschten; und dort saß ein großes mildes Mutterauge, das liebevoll auf das tote Mädchen sah; und in dem Auge hing eine klare Träne von Föhrenharz, die in den Strahlen der untergehenden Sonne rot und grün einem Diamanten gleich funkelte.

Schläft das Mädchen? fragte das Kind, das nun die Tote erblickt hatte.

Ja, sie schläft.

Ist es eine Braut, Mama?

Ja, es ist eine Braut.

Die Mutter hatte sie erkannt! Es war das Mädchen, das zu Mittsommer Braut sein sollte, wenn der Seemann nach Hause kam; als aber der Seemann schrieb, er könne erst zum Herbst kommen, brach ihr Herz; denn sie wollte nicht bis zum Herbst warten, wenn die Bäume das Laub fallen ließen und die Stürme zu brausen anfingen.

Sie hatte auf den Gesang der Taube gelauscht und ihn verstanden.

Als jetzt die junge Mutter ging, wußte sie, wohin sie gehen würde.

Sie stellte den schweren Korb draußen vorm Gattertor fort und nahm das Kind auf ihre Arme; lenkte die Schritte auf die nächste Wiese, die sie vom Strande trennte. Es war ein Meer von Blumen, das um ihren weißen Rock säuselte und flüsterte, und der Rock wurde von allem möglichen Blütenstaub gefärbt; Hummeln, Bienen und Schmetterlinge erhoben ihre Flügel und flogen singend in einer einzigen bunten Goldwolke voraus. Nach dem Strand hinunter ging sie mit leichten Schritten.

Da sah sie draußen auf der Bucht ein weißes Segelboot mit gespannten Segeln gerade auf die Landungsbrücke zukommen, aber es war niemand am Steuer zu sehen. Und sie watete weiter, in Blumen und Blumenduft badend, so daß ihr weißer Rock wie ein Blumenbeet aussah, aber mit viel feineren Farben.

Unten an den Weiden des Strandes blieb sie stehen; da saß ein Vogelnest zwischen Stamm und Zweig; und als der Baum im Abendwind schaukelte, wurden drei kleine Daunenjungen gewiegt, welche die Kleine gleich streicheln wollte.

Nein, mein Kind, sagte die Mutter; rühr niemals Vogelnester an.

Und gerade als sie an den Strandsteinen standen, landete das weiße Boot, unmittelbar zu ihren Füßen, aber es war kein Mensch darin.

Da nahm sie das Boot und stieg an Bord. Und sofort wendete das Boot und steuerte aus der Bucht hinaus.

Als sie unter der Landzunge vorbei segelten, auf der die Kirche stand, fingen alle Glocken an zu läuten, aber so hurtig und freudevoll.

Und das Boot glitt aus der Bucht und kam auf den weiten Fjärd hinaus, von wo das offene Meer zu sehen war.

Das kleine Mädchen glänzte vor Freude, denn das Wasser war so blau und ruhig; und

es war nicht Wasser mehr, in dem sie fuhren, sondern es waren Flachsblüten, die das Kind mit seiner ausgestreckten Hand pflückte.

Und die Blüten neigten sich und erhoben sich wie kleine Wellen flüsternd gegen den Bootsrand. Unendlich schien sich das Flachsfeld vor ihnen auszubreiten; dann aber wurden sie in einen weißen Nebel gehüllt, und sie hörten wirkliches Wellengeplätscher. Aber über dem Nebel klang der Gesang von Lerchen.

Wie können die Lerchen auf dem Meere singen? fragte die Kleine.

Das Meer ist so grün, daß die Lerchen glauben, es sei eine Wiese, antwortete die Mutter.

Jetzt zerteilte sich der Nebel wieder; der Himmel war blau wie ein Flachsfeld und die Lerchen erhoben sich.

Da erblickten sie, geradeaus im Meere, eine grünende Insel mit weißen Sandufern, wo weißgekleidete Menschen Hand in Hand wanderten. Und die untergehende Sonne beleuchtete das goldene Dach eines Pfeilerganges,

wo weiße Feuer unter heiligen Opferschalen brannten; und über der grünenden Insel breitete sich ein Regenbogen in rosenrot und schilfgrün aus.

Was ist das, Mama?

Die Mutter konnte nicht antworten.

Ist es das Himmelreich, von dem die Taube sang? Was ist Himmelreich, Mama?

Das ist ein Ort, Kind, wo alle Menschen Freunde sind, antwortete die Mutter; wo kein Kummer und kein Unfriede ist.

Dann will ich dahin kommen, sagte das Kind.

Das will ich auch, sagte die müde, verlassene, geprüfte Mutter.

Das große Kiessieb

Es lag einmal eine Aalmutter mit ihrem Sohn unten auf dem Seegrunde neben der Dampferbrücke, und sah zu, wie ein Bursche seine Rute in Ordnung brachte, um zu angeln.

Sieh den an! sagte die Aalmutter, da kannst du die Bosheit und Hinterlist der Welt kennen lernen ... Sieh, er hat eine Peitsche in der Hand; und dann wirft er die Schmitze aus; da ist sie! Dann kommt der Klöppel, der hinunter zieht; da ist er! Aber dann kommt der Haken mit einem Wurm daran! Den darfst du ja nicht in den Mund nehmen, dann sitzest du fest! Nun, es sind nur dumme Barsche und Rotaugen, die sich verlocken lassen. So, nun weißt du es!

Jetzt aber begann der Tangwald mit Muscheln und Schnecken zu schaukeln; und es war ein Plätschern und Trommeln zu hören, und dann schoß ein großer roter Walfisch über ihren Köpfen dahin; und er hatte eine

Schwanzflosse wie ein Korkzieher, und damit arbeitete er.

Das ist das Dampfboot! sagte die Aalmutter. Mach Platz!

Ja, und dann entstand da oben ein entsetzlicher Lärm. Es trampelte und strampelte, als man in zwei Sekunden eine Brücke zwischen Boot und Land baute. Aber es war schwer, etwas zu sehen, denn sie ließen da oben Ruß und Oel aus.

Es war etwas sehr Schweres auf der Brücke, so daß die kreischte, und einige Männer fingen an zu singen:

Oh, hebet ihn! — Juchhei, hoch mit ihm! — Oh, gleichen Griff! — Juchhei, hoch mit ihm! — Oh, rücket ihn! — Juchhei, hoch mit ihm!

Da geschah etwas, das war ganz unbeschreiblich. Zuerst klang es, wie wenn sechzig Dalkarle Holz spleißen; dann öffnete sich eine Grube im Wasser, die bis auf den Seegrund hinunter reichte, und zwischen drei Steinen

stand ein schwarzer Schrank, der sang und spielte, daß es klang und klang, dicht neben der Aalmutter und ihrem Sohne, die sich nach der Tiefe davon machten.

Eine Stimme war von oben zu hören, die schrie:

Drei Klafter Wasser! Das geht nicht! Laßt ihn liegen, denn es lohnt nicht, den alten Kasten heraufzuholen, das kostet mehr Reparatur, als er wert ist.

Es war der Bergmeister, dem sein Pianino in die See gefallen war.

Dann wurde es still; der große Rotfisch schwamm mit der Schraubenflosse davon; und es wurde noch stiller. Als aber die Sonne unterging, begann der Wind; der schwarze Schrank unten im Tangwald schaukelte und schlug gegen die Steine; und bei jedem Stoß spielte er, so daß die Fische in der Gegend angeschwommen kamen, um zu sehen und zu hören.

Die Aalmutter kam zuerst, um nachzuschauen; und da sie sich in dem Schrank spie-

geln konnte, sagte sie: Das ist ein Spiegelschrank!

Das war logisch, und darum sagten alle: Das ist ein Spiegelschrank.

Dann kam eine Meergrundel und roch die Leuchter heraus, die daran geblieben waren; und es saßen noch niedergebrannte Lichtstümpfe in den Tüllen.

Das ist was zum essen, sagte sie, wenn nur nicht die Schmitze wäre.

Dann kam ein großer Dorsch und legte sich aufs Pedal, aber da entstand ein Gedröhn im Schranke, so daß alle Fische flohen.

Weiter kamen sie an dem Tage nicht.

Zur Nacht wurde es halber Sturm, und der Spielkasten schlug, wie die Jungfer des Pflasterers, bis die Sonne aufging. Da, als die Aalmutter mit der ganzen Gesellschaft zurückkam, hatte der Schrank sich verändert.

Wie ein großer Hairachen war der Deckel aufgegangen; da war eine Zahnreihe zu sehen, so groß, wie sie sie noch nie gesehen hatten;

aber jeder zweite Zahn war schwarz. Und die ganze Maschine war an den Seiten wie ein Rogenfisch aufgequollen; die Bretter bogen sich, das Pedal zeigte in die Luft wie ein tretender Fuß, die Arme der Leuchter ballten sich wie Fäuste. — Es war schrecklich!

Es geht auseinander! schrie der Dorsch und legte eine Flosse aus, klar zum Wenden.

Es geht auseinander! schrien alle.

Und jetzt lösten sich die Bretter, der Kasten öffnete sich, und man konnte sehen, wie er inwendig aussah; das war das Netteste von allem.

Es ist eine Reuse! Geht nicht hin! sagte die Aalmutter.

Ein Webstuhl ist es! sagte der Stichling, der sein Nest wirkt und sich auf Webersachen versteht.

Eine Kiesharfe, sagte der Barsch, der sich unter der Kalkbrennerei aufzuhalten pflegte.

Ja, ein Kiessieb war es! Aber da waren so viele Kinkerlitzchen und Schikanen dabei, die

nicht dem Siebe glichen, mit dem sie Kies harfen oder sieben. Es waren kleine Manichorde, die Zehen in weißwollenen Strümpfen glichen; und wenn die sich bewegten, so ging ein Fuß mit zweihundert Skelettfingern; der ging und ging, kam aber nie vom Fleck.

Das war ein sonderbares Ding. Aber das Spiel war aus, denn das Skelett kam nicht mehr an die Saiten heran, sondern fingerte im Wasser, als ob es mit den Knöcheln klopfte, um hinein zu kommen.

Das Spiel war aus. Dann aber kam eine Schar Stichlinge und schwamm mitten durch den Schrank. Als sie ihre Stacheln über die Saiten schleppen ließen, da spielte es wieder, aber auf eine neue Art, denn jetzt waren die Saiten umgestimmt.

Eines rosigen Sommerabends bald darauf saßen zwei Kinder auf der Dampferbrücke, ein Junge und ein Mädchen. Sie dachten nicht gerade an etwas, vielleicht an eine kleine Unart,

als sie auf einmal eine leise Musik vom Seegrunde hörten, worauf sie ernst wurden.

Hörst du?

Ja. Was ist das? Man spielt die Tonleiter.

Nein. Die Mücken singen.

Nein. Es ist die Seejungfrau.

Die gibt es nicht, hat der Lehrer gesagt.

Das weiß der Lehrer nicht.

Aber höre doch!

Sie hörten lange zu, und dann gingen sie ihrer Wege.

Ein Paar der eben angekommenen Badegäste setzte sich auf die Brücke; er sah ihr in die Augen, die den ganzen rosigen Sonnenuntergang und die grünen Ufer spiegelten. Da hörten sie Musik wie von einer Glasharmonika, aber in neuen Tonarten, so wie nur die geträumt hatten, die etwas Neues auf Erden schaffen wollten. Aber es fiel ihnen nicht ein, sie außer sich zu suchen, denn sie glaubten, es singe in ihnen.

Dann kamen einige alte Badegäste, die den

Kniff kannten; und sie machten sich ein Vergnügen daraus, laut zu sagen:

Das ist das versunkene Fortepiano des Bergmeisters.

Doch wenn nur neue Badegäste kamen, die den Betrug nicht kannten, so saßen die da und wunderten sich und freuten sich über die unbekannte Musik, bis einige ältere Badegäste erschienen und sie über den Betrug aufklärten. Dann freuten sie sich nicht mehr.

Der Spielkasten aber lag da den ganzen Sommer über; und die Stichlinge lehrten ihre Kunst den Barschen, die es besser konnten. Und das Piano wurde ein Barschgrund für die Badegäste; die Lotsen stellten Netze ringsherum auf, und ein Kellner versuchte eines Tages da Dorsche zu fangen. Und als er die Dorschleine mit dem alten Glockenlot hinunter gelassen hatte und aufziehen wollte, hörte er einen Läufer in X-moll, und dann saß der Haken fest. Er riß und riß, und schließlich kriegte er fünf Fingerknöchel mit Wolle an den

Enden herauf, und es knackte in den Knochen wie bei einem Skelett. Da wurde ihm bange und er schleuderte die Beute in die See, obwohl er wußte, was es war.

Dann kamen die Hundstage, wo das Wasser warm wurde und alle Fische in die Tiefe wanderten, um die Kühle zu suchen. Da wurde die Musik wieder still. Aber der Augustmondschein kam und die Badegäste hielten Regatta. In einem weißen Boot saßen auch der Bergmeister und seine Frau; und sie wurden von ihren Jungen langsam hin und her gerudert. Als sie über das schwarze Wasser ruderten, das obenauf versilbert war, mit etwas Mattvergoldung daneben, hörten sie eine Musik unter dem Boot.

Haha! sagte der Bergmeister, das ist unser alter Kasten von Piano! Haha!

Aber dann schwieg er, als er sah, wie seine Frau ihren Kopf tief auf die Brust beugte, wie man die Pelikane auf Bildern tun sieht, als wolle sie sich in den Busen beißen und ihr Gesicht verbergen.

Das alte Piano und seine lange Geschichte hatte bei ihr Erinnerungen aus der Tiefe geweckt, an den ersten Eßsaal, den sie einrichteten, an das erste Kind, das spielen lernte, an die Langeweile der langen Abende, die nur mit den stürmenden Tonmassen verjagt werden konnte, welche die ganze Wohnung dazu brachten, den Stumpfsinn abzuschütteln; welche die Laune umstimmten und selbst den Möbeln neuen Glanz verliehen ... Aber die Geschichte gehört nicht hierher.

Als der Herbst kam und der erste Sturm heulte, da kam der Strömling zu tausenden und abertausenden und zog durch den Spielkasten. Das war eine Abschiedsmusik, das kann man glauben; Fischschwalben und Möwen sammelten sich, um zuzuhören. Und diese Nacht fuhr der Spielkasten in See; und da war es aus mit der ganzen Herrlichkeit.

Der Siebenschläfer

Kapellmeister Kreuzberg war ein Mann, der morgens zu schlafen liebte, weil er abends im Orchester spielte und weil er mehr als ein Glas Bier trank, ehe er heimging und sich niederlegte. Er hatte wohl versucht früher aufzustehen, aber er fand keinen Sinn darin. Suchte er morgens einen Bekannten auf, so schlief der; wollte er Geld auf die Bank bringen, so war die geschlossen; wollte er sich Noten in der Musikhandlung leihen, so war die nicht offen; und mußte er mit der Straßenbahn fahren, so hatte die noch nicht zu verkehren angefangen; eine Droschke konnte er so früh nicht bekommen, nicht einmal seinen Rapé-Schnupftabak; nichts konnte er so früh ausrichten. Darum war er schließlich dabei geblieben, morgens lange zu schlafen, und er konnte es ja machen, wie er wollte.

Nun liebte er sowohl Sonne wie Blumen und Kinder; aber er durfte nicht auf der Son-

nenseite wohnen, seiner feinen Instrumente wegen, denn die behielten in sonnigen Zimmern die Stimmung nicht. Also mietete er zum ersten April eine Wohnung, die nach Norden lag. Darüber unterrichtete er sich genau, denn er trug einen Kompaß an der Uhrkette, und er wußte, wo abends der große Wagen stand.

Ja, und dann wurde es Frühling, und es wurde so warm, daß es ein wirklicher Segen war, nach Norden zu wohnen. Das Schlafzimmer lag neben dem Saal; und wo er schlief, hielt er es immer durch Persiennen kohlschwarz; aber im Saal waren keine Persiennen, denn da waren sie nicht nötig.

So wurde es Vorsommer und grün. Der Kapellmeister hatte im Restaurant Hasselbacken, das heißt Haselhöhe, gegessen und getrunken und schlief darum lange und gut, besonders da das Theater gerade an dem Tage geschlossen hatte.

Indessen, er schlief wohl gut, aber es wurde

so warm im Zimmer, daß er einige Male erwachte oder sich wach glaubte. Einmal dachte er, die Tapete brenne, aber das konnte der Burgunder sein, den er getrunken hatte; einmal fühlte er etwas Heißes im Gesicht, aber das war sicher der Burgunder; und darum drehte er sich um und schlief wieder ein.

Dann stand er gegen halb zehn auf, kleidete sich an und ging in den Saal hinaus, um sich mit einem Glase Milch zu erfrischen, das immer morgens bereit stand.

Aber es war heute nicht kühl im Saale; es war beinahe warm, zu warm. Und die kalte Milch war nicht kalt; sie war lauwarm, unangenehm lauwarm.

Der Kapellmeister war kein zorniger Mann, aber er liebte Ordnung in allem. Darum klingelte er nach der alten Luise, und da er seine Rügen die ersten fünfzig Male gefügig machte — so sprach er Luise in einem freundlichen, aber etwas bestimmten Tone an, als sie den Kopf in die Tür steckte.

Luise, sagte er, du hast mir lauwarme Milch gegeben.

Nein, Herr, antwortete Luise, sie war kalt, aber sie hat gestanden und ist warm geworden.

Dann hast du geheizt! Denn es ist warm im Zimmer.

Nein, Luise hatte nicht geheizt; und Luise zog sich gekränkt in ihre Ecke zurück.

Mit der Milch mochte es hingehen; als aber der Kapellmeister sich im Saale umguckte, wurde er traurig. Er hatte sich nämlich in einer Ecke am Piano einen Hausaltar gebaut, der aus einem kleinen Tisch bestand mit zwei silbernen Leuchtern, dem großen photographischen Porträt eines jungen Weibes, und einem hohen Champagnerglas mit goldenem Rande. In diesem Glase, seinem Hochzeitsglase — er war jetzt Witwer — pflegte er täglich eine rote Rose stehen zu haben, zur Erinnerung und zum Opfer für die, welche einst die Sonne seines Lebens war. Winter und Sommer stand eine Rose da; und im Winter reichte sie acht Tage,

wenn er nämlich das Stielende abschnitt und etwas Salz ins Wasser tat. Nun hatte er gestern Abend eine ganz frische Rose ins Wasser gestellt, und heute war sie verwelkt, zusammengeschrumpft, tot, neigte den Kopf gegen die Brust. Das war ein böses Zeichen. Er wußte wohl, was für ein empfindliches Geschlecht diese Blumen sind, und er hatte bemerkt, bei welchen Menschen sie gedeihen und bei welchen sie nicht gedeihen. Er hatte im Gedächtnis, wie zuweilen, als seine Gattin noch lebte, ihre Rose, die sie immer auf ihrem kleinen Nähtisch haben mußte, nicht gedeihen wollte, sondern ganz unvermutet welkte. Und er hatte wahrgenommen, daß dieses gerade dann geschah, wenn es seiner Sonne beliebte, hinter eine Wolke zu gehen, die sich unter einem dumpfen Rollen in Tropfen auflöste. Die Rosen wollten Frieden und liebevolle Worte haben und duldeten keinen harten Tonfall. Musik liebten sie, und er spielte zuweilen den Rosen vor, so daß sie sich öffneten und lächelten.

Nun hatte Luise einen harten Sinn und pflegte vor sich hin zu zanken, wenn sie aufräumte. Und sie hatte Tage der Wut draußen in der Küche, so daß die Sauce gerann und alles Essen einen Beigeschmack von Unlust bekam, den der Kapellmeister sofort unterscheiden konnte; denn er war selbst ein feines Instrument, das in seiner Seele fühlte, was andere Menschen nicht fühlen.

Er vermutete sofort, Luise habe die Rose getötet; vielleicht hatte sie das arme Ding ausgezankt oder das Glas angestoßen oder die Blume böse angeatmet, die das nicht vertrug. Darum klingelte er wieder; und als Luise den Kopf hereinsteckte, sagte er, nicht unfreundlich, aber etwas bestimmter als das vorige Mal:

Was hast du mit meiner Rose gemacht, Luise?

Nichts! guter Herr.

Nichts? Glaubst du, die Blume stirbt von selbst! Du siehst ja, es fehlt Wasser im Glase! Das hast du ausgegossen.

Da Luise unschuldig war, ging sie in die Küche hinaus und weinte, denn es ist ja unangenehm, ungerecht angeklagt zu werden.

Kapellmeister Kreuzberg, der andere nicht weinen sehen konnte, ließ fünf gerade sein und kaufte abends eine neue Rose, eine recht frische, eine ohne Stahldrähte natürlich, denn das hatte seine Frau nie leiden können.

Und dann ging er und legte sich aufs Ohr und schlief; glaubte freilich, die Tapete brenne, und das Kissen sei heiß, aber schlief wieder ein.

Als er am folgenden Morgen in den Saal hinaustrat, um vorm Hausaltar seine Andacht zu verrichten — da, o weh! lag die Rose entblättert neben dem Stiel. Er wollte nach der Klingel greifen, hielt aber an, als er das Bild von der, die seine Seele geliebt hatte, am Fuße des Blumenglases halb zusammengerollt und herabgefallen liegen sah.

Das hatte Luise nicht getan! — In seinem kindlichen Gemüt dachte er: Sie, die mein Alles war, mein Gewissen und meine Muse, sie miß-

billigt mich, sie ist auf mich böse; was habe ich getan?

Ja, wenn er sein Gewissen fragte, so gab es ja da, wie es immer gibt, kleine Gebrechen, und er beschloß, sie auszutilgen, so ganz allmählich versteht sich.

Und dann ließ er das Porträt unter Glas und Rahmen bringen, und die Rose stellte er unter eine Glasglocke, ob das vielleicht half; was zweifelhaft war.

Dann machte er eine achttägige Reise; kehrte in der Nacht zurück und legte sich nieder. Erwachte einmal wie gewöhnlich mit einem Auge und glaubte, die Hängelampe brenne.

Als er spät in den Saal hinaustrat, war es da geradezu heiß, und es sah so heruntergekommen aus. Die Gardinen waren verblichen; die Pianodecke hatte auch die Farbe verloren; die Einbände der Notenbücher waren schief; das Petroleum in der Hängelampe war verdunstet und hing in einem drohenden Tropfen unter dem Ornament, wo die Fliegen zu tan-

zen pflegten; das Wasser in der Wasserkaraffe war warm.

Aber das Verdrießlichste von allem war: ihr Bild war auch verblichen, vergilbt wie das Herbstgras! Da wurde er traurig. Und wenn er recht traurig wurde, griff er zum Piano oder der Geige, je nachdem ...

Er setzte sich dieses Mal ans Piano, in einer unbestimmten Absicht, die E-moll-Sonate zu spielen, Griegs natürlich, und ihre Sonate, die beste und größte, die seines Wissens nach Beethovens D-moll in die Welt gekommen war, nicht weil E auf D folgt, sondern weil es so ist!

Aber das Piano wollte heute nicht gehorchen. Es war disharmonisch, machte Schwierigkeiten, so daß er glaubte, seine Finger oder Augen seien nicht bei Humor. Aber es war nicht ihre Schuld. Das Piano war ganz einfach verstimmt, sehr verstimmt, obgleich es erst neulich aus den geschickten Händen des Stimmers hervorgegangen war. Es war wie behext, verzaubert!

Da griff er nach der Geige; und die mußte ja gestimmt werden, versteht sich. Als aber die Quinte in die Höhe hinauf sollte, da weigerte sich der Wirbel; der war festgetrocknet. Und als der Kapellmeister ihn mit harter Hand anfaßte, da sprang die Saite mit einem Knall und rollte sich zusammen wie eine getrocknete Aalhaut.

Es war behext!

Aber daß das Bild verblichen war, das war das Verdrießlichste von allem, und darum zog er einen Schleier über den Altar.

Damit kam ein Schleier über das Schönste in seinem Leben; und der Kapellmeister wurde verstimmt, fing an zu grübeln und hörte auf abends auszugehen.

So ging es auf Mittsommer. Die Nächte wurden länger als die Tage; da aber die Persiennen das Zimmer dunkel hielten, konnte der Kapellmeister keinen Unterschied merken.

Schließlich eines Nachts, es war die Mittsommernacht selbst, erwachte er davon, daß

die Uhr im Saale dreizehn schlug. Das war unheimlich, weil es eine unglückliche Zahl ist, und weil eine kluge Uhr nicht dreizehn schlagen kann. Da schlief er nicht wieder ein, sondern lag und lauschte. Es tickte im Saale, und dann knallte es, wie wenn ein Möbel birst. Gleich darauf schlich etwas über den Fußboden, und dann begann die Uhr zu schlagen; und sie schlug, schlug, fünfzig Schläge, und hundert. Es war unheimlich!

Jetzt aber schoß ein Lichtbüschel ins Schlafzimmer hinein und warf eine Figur auf die Tapete, eine wunderliche Figur, einem Hakenkreuze gleich; und es kam aus der Saaltür. Es war also im Saale Licht angezündet worden. Aber wer hatte es angezündet? Und Gläser klangen, ganz als säßen Gäste da; Champagnergläser aus geschliffenem Kristall; aber es wurde nicht gesprochen. Jetzt waren neue Laute zu hören, wie wenn man Segel birgt oder Kleider mangelt oder dergleichen.

Der Kapellmeister mußte hinaus, um nach-

zusehen, und seine Seele in die Hand des Allmächtigen befehlend, ging er hinaus.

Er sah zuerst Luises Morgenrock durch die Küchentür verschwinden; sah Rouleaus, jedoch aufgezogen; sah den Eßtisch voller Blumen in Gläsern; o, so voll wie einmal, am Hochzeitsabend, als er mit seiner Braut heim kam.

Und siehe da: die Sonne, die Sonne schien ihm mitten ins Gesicht, über blauende Fjärde und Wälder in der Ferne; die Sonne hatte die Beleuchtung im Saale und alle die kleinen Schelmenstücke angestellt. Und es war sein Geburtstag! Und er segnete die Sonne, die morgens so früh aufgewesen und dem Siebenschläfer einen Possen gespielt hatte. Und er segnete die Erinnerung an die, welche er die Sonne seines Lebens nannte. Das war kein neuer Name, aber er konnte keinen besseren finden, und der war gut genug.

Und die Rose stand auf dem Hausaltare und war ganz frisch, so frisch, wie sie war, ehe

sie von der ewigen Arbeit müde wurde. Müde! Ja, sie gehörte nicht zu den Starken; und das Leben war ihr zu brutal mit allen seinen Knuffen und Stößen! Er hörte es noch im Gedächtnis, wenn sie Plätten oder Reinmachen gehabt hatte, wie sie aufs Sofa niederfiel und klagte: ich bin so müde! — Armes kleines Ding, sie war hier nicht zu Hause, gab nur eine Gastrolle, und dann reiste sie.

Und sie entbehrte Sonne, sagte der Doktor, aber damals hatten sie keine Mittel zur Sonne, denn Sonnenwohnungen kosten mehr.

Jetzt aber hatte er Sonne, ohne daß er es gewußt hatte, und er stand mitten in der Sonne, aber es war zu spät. Mittsommer war vorüber, und die Sonne würde wieder ihrer Wege gehen; ein Jahr fortbleiben und wieder kommen. Es ist so wunderlich alles.

Die Drangsale des Lotsen

Der Lotsenkutter lag draußen vor dem letzten Leuchtfeuer auf dem Flach; die Wintersonne war längst untergegangen, und es war hohe See, richtige Meeressee. Da signalisierte der Vordergast: Segler luvwärts!

Draußen in See war eine Brigg zu sehen, die back gebraßt, die Lotsengösch gehißt hatte; sie wollte mithin in den Hafen.

Aufgepaßt! kommandierte der Meisterlotse am Ruder. Der wird schwer zu nehmen sein bei solcher See; aber du, Viktor, wir nehmen ihn bei der Leevierung, dann kannst du dich ins Takelwerk werfen, wo du ankommen kannst ... Jetzt wenden wir! — Klar! —

Der Kutter wendete und hielt auf die Brigg, die dalag und haute.

Sonderbar, daß die nicht voll braßt! — Seht ihr ein Licht an Bord? — Nein! — Und keine Laterne am Vordertopp. — Voll! — Aufgepaßt, Viktor!

Der Kutter kam zu voll; Viktor stand auf der Leitstange der Luvseite; und als eine große See das Boot das nächste Mal hob, saß Viktor oben in den Wanten der Brigg, während der Kutter weiter fuhr, wendete und auf das Einseglungsfeuer hielt.

Viktor saß halbwegs von der Saling und verpustete sich, ehe er sich aufs Deck hinunter begab. Als er hinunterkam, ging er sofort ans Ruder, wo ja sein Platz war; aber man kann sich seinen Schreck denken, als er niemand am Rad fand. Er rief Halloh, aber bekam keine Antwort.

Sie sitzen wohl drinnen und trinken, dachte er und ging ans Kajütenfenster. Nein, da war niemand! Er ging über das Vorderdeck, zur Kabuse und Schanze, aber da war auch kein lebendiges Wesen. Da begriff er, daß das Fahrzeug verlassen war, nahm an, es sei leck und befinde sich in sinkendem Zustande.

Er guckte jetzt erst nach dem Lotsenkutter, aber der war in der Dunkelheit verschwunden.

Ans Land zu steuern, war unmöglich, denn Brassen, Geitaue und Bulinen zu halen und gleichzeitig am Ruder zu stehen, daran war nicht zu denken.

Hier war nichts zu machen, als sich treiben zu lassen, obwohl er auf die See hinausgetrieben wurde.

Froh war er nicht, aber ein Lotse ist auf alles gefaßt; und sicher würde ein Segler vorbeikommen, wenn er nur Licht machen könnte, um ein Signal zu geben. Darum ging er nach der Kabuse, um Streichhölzer und eine Laterne zu suchen. Obgleich die See sehr hoch war, merkte er keine Bewegung des Fahrzeuges, was ihn wunderte. Aber noch mehr erstaunte er, als er an den Großmast kam und sah, daß er auf einem Parkettboden mit einem langen Läufer ging, der weiß und blau war in einem kleinkarierten Muster. Er ging und ging, doch der Läufer wollte kein Ende nehmen, und eine Kabuse sah er nicht mehr. Es war allerdings unheimlich, aber zugleich lustig, denn es war neu.

Der Läufer war nicht zu Ende, als er sich am Eingange einer Passage mit Läden, die erleuchtet waren, befand.

Rechts stand eine Personenwage und ein Automat. Ohne sich zu bedenken, stellte er sich auf die Wage und steckte das Geldstück hinein. Da er wußte, daß er achtzig Kilogramm wog, mußte er lächeln, als der Zeiger nur acht Kilogramm angab. Entweder zeigt die Wage verkehrt oder ich bin auf einen anderen Planeten gekommen, der zehn Male größer oder kleiner ist als die Erde, dachte er, denn er war in die Navigationsschule gegangen und hatte Astronomie gelernt.

Nun wollte er sehen, was im Automat lag!

Als das Geldstück hinuntergefallen war, sprang eine Klappe auf, und aus der wurde ein Brief in seine Hand gesteckt. Es war ein weißer Umschlag darum mit einem großen roten Lack; aber das Siegel konnte er nicht lesen, und das war auch einerlei, da er nicht wußte, von wem der Brief war. Er erbrach ihn indessen und las

... zuerst die Unterschrift, wie man ja pflegt. Da stand ... das werden wir nachher erfahren. Genug, er las den Brief drei Male und steckte ihn dann in seine Brusttasche, mit einer sehr gedankenvollen Miene; sehr gedankenvollen!

Dann ging er weiter in die Passage hinein, hielt sich aber nun gewissenhaft mitten auf dem Läufer. Da waren alle möglichen Arten Läden, doch nicht ein Mensch war zu sehen, weder hinter den Ladentischen noch davor. Als er eine Weile gegangen war, blieb er vor einem großen Fenster stehen, hinter welchem eine ganze Ausstellung von Schnecken zu sehen war. Da die Tür offen stand, trat er ein. Vom Boden bis zur Decke waren Gestelle mit Schnecken aller Art, aus den vielen Meeren der Erde gesammelt. Niemand war darin, aber es hing ein Tabakrauch wie ein Ring in der Luft und schien eben von jemandem ausgeblasen zu sein, der sich damit unterhalten hatte, Ringe zu blasen. Viktor, der ein lustiger Gesell war, steckte den Finger durch den Ring und sagte:

Hei! Jetzt bin ich mit Fräulein Tabak verlobt!

Da hörte er einen wunderlichen Laut wie von einer Uhr, aber es war keine Uhr da, sondern statt dessen merkte er, daß ein Schlüsselbund den Laut von sich gab. Einer von den Schlüsseln schien eben in die Kasse gesteckt zu sein, und die anderen Schlüssel baumelten hin und her mit der regelmäßigen Bewegung des Pendels, und damit verging eine Weile. Dann wurde es still, und als es ganz still geworden war, hörte man ein leises Brausen, wie wenn der Wind durchs Takelwerk zieht, oder der Dampf durch ein schmales Rohr strömt. Es waren die Schnecken, die brausten; da sie aber verschieden groß waren, waren die Brausetöne auch von verschiedener Höhe, und es klang wie ein ganzes Orchester von Brausen. Viktor, der an einem Donnerstag geboren war und darum Vogellaute deuten konnte, spitzte seine Ohrmuschel, um zu erfassen, was sie brausten, und nach einer Weile konnte er verstehen, was sie sagten:

Ich habe den schönsten Namen, sagte eine, denn ich heiße Strombus pespelicanus.

Ich bin die schönste! sagte die Purpurschnecke, die Murex und noch etwas Sonderbares heißt.

Ich singe am schönsten! sagte die Tigerschnecke, die so genannt wird, weil sie wie ein Panther aussieht.

Still, still, still, sagte die Gartenschnecke, ich werde am meisten gekauft, denn ich liege auf der Rabatte in den Sommerfrischen. Sie finden mich langweilig, aber sie müssen mich doch haben. Im Winter aber liege ich im Holzschuppen in einem Kohlfaß.

Das ist doch eine schreckliche Gesellschaft, die nur sich selbst lobt, meinte Viktor, und um sich zu zerstreuen, nahm er ein Buch, das aufgeschlagen auf dem Ladentische lag. Da er die Augen bei sich hatte, merkte er gleich, daß Seite 240 aufgeschlagen war und daß Kapitel 51 auf der linken Seite anfing. Ueber dem Kapitel stand als Motto ein Vers aus Coleridge; und

dessen Inhalt traf ihn wie ein Blitz. Mit Röte auf den Backen und verhaltenem Atem las er ... ja, das werden wir nachher erzählen, aber es handelte nicht von Schnecken, so viel können wir jetzt sagen.

Der Ort gefiel ihm übrigens, und er setzte sich nieder, jedoch nicht der Kasse zu nahe, denn das ist eine gefährliche Nachbarschaft. Und dann fing er an über all diese wunderlichen Tiere nachzudenken, die auf die See gingen wie er; warm hatten sie es nicht auf dem Seegrunde, aber schwitzen taten sie, und wenn sie Kalk schwitzten, so wurde es gleich zu einem neuen Wams. Und sie wanden sich wie Würmer; aber einige wandten sich nach rechts und andere nach links; doch das war klar, denn sie mußten sich nach irgend einer Richtung winden, und alle konnten nicht gleich sein.

Da war eine Stimme von innen aus der Ladenkammer durch die grüne Gardine zu hören.

Ja, das wissen wir, aber was wir nicht

wissen, ist: daß die Schnecke des Ohrs eine Helix ist, und daß die kleinen Knochen am Trommelfell aufs Haar dem Tiere in Limnaeus stagnalis gleichen, denn das steht im Buche.

Viktor, der sofort verstand, daß er es mit einem Gedankenleser zu tun hatte, antwortete freundlich aber brutal, und ohne irgendwie Erstaunen zu verraten, durch die Gardine, er auch:

Das wissen wir, aber warum wir eine Helix im Ohr haben, das weiß das Buch ebensowenig, wie Ihr es, Schneckenhändler, sagen könnt ...

Ich bin kein Schneckenhändler, brüllte der Unsichtbare aus der Kammer.

Was seid Ihr denn? brüllte Viktor zurück.

Ich bin ... ein Troll!

Im selben Augenblick wurden die Gardinen ein wenig geöffnet, und ein Kopf guckteheraus, so entsetzlich anzusehen, daß jeder andere als Viktor die Beine in die Hand genommen hätte. Er aber, der wußte, wie man einen Troll be-

handeln muß, schaute zuerst den rotglühenden Pfeifenkopf an, denn so sah der Troll aus, wie er da stand und Ringe durch die Gardinenspalte blies. Als ein Rauchring näher kam, nahm Viktor ihn auf den Finger und warf ihn zurück.

Du kannst Ring werfen, du, sagte der Troll höhnisch.

Ja, etwas, antwortete Viktor.

Und bange bist du auch nicht!

Das darf ein Seemann nicht sein, dann mag ihn kein Mädchen leiden.

Höre mal: wenn du nicht bange bist, so geh etwas weiter in der Passage; dann wollen wir sehen, ob du nicht bange wirst.

Viktor, der von den Schnecken genug bekommen hatte, benutzte die Gelegenheit, sich zu entfernen, ohne daß es aussah, als fliehe er, und ging aus dem Laden heraus, aber rückwärts, denn er wußte, daß man nie den Rükken zeigen muß, weil der empfindlicher ist, als die Brust je werden kann.

Und dann begann er wieder zu gehen, dem blau-weißen Läufer folgend. Die Passage war nicht gerade, sondern lief in Krümmungen, so daß man nie das Ende sah; und immer waren da neue Läden, aber kein Volk; und die Ladeneigentümer waren nicht zu sehen. Doch Viktor, der aus der Erfahrung gelernt hatte, verstand, daß sie in den Ladenkammern waren.

Als er an einen Parfümladen kam, der nach allen Blumen der Wiese und des Waldes duftete, dachte er: ich gehe hinein und kaufe eine Flasche Kölnisches Wasser für meine Braut. Gesagt, getan! Der Laden war dem Schnekkenladen sehr ähnlich, aber der Geruch war so stark, daß er Kopfschmerzen bekam und sich auf einen Stuhl setzen mußte. Besonders ein Bittermandelduft verursachte Ohrensausen, hinterließ aber einen feinen Geschmack im Munde wie Kirschwein. Viktor, der niemals ratlos war, zog seine Messingdose mit dem Spiegel und nahm eine Prise; die machte das Gehirn klar und nahm ihm die Kopfschmer-

zen. Darauf klopfte er auf den Ladentisch und hallohte:

Halloh, ist niemand da?

Keine Antwort erfolgte. Da dachte er: ich gehe wohl in die Kammer hinein und erledige mein Geschäft. Er legte die rechte Hand auf den Ladentisch, nahm einen Anlauf und war mit einem Satze auf der anderen Seite. Darauf schob er die Gardinen fort und guckte in die Kammer hinein. Da hatte er einen Anblick, der ihn vollständig blendete. Auf einem langen Tische mit einer persischen Decke stand ein Orangenbaum mit Blüten und Früchten, und das blanke Laub glich dem der Kamelie. In Reihen waren geschliffene Kristallgläser aufgestellt mit allen wohlriechenden Blumen der Erde, vom Jasmin über Tuberose, Veilchen, Maiblume, Rose bis hinunter zum Lavendel. An dem einen Ende des Tisches zur Hälfte von der Orange verborgen, sah er zwei kleine weiße Hände unter aufgekrempelten Aermeln sich mit einem kleinen Destillationsapparat

aus Silber beschäftigen, aber von der Dame sah er nicht das Gesicht, und sie sah ihn auch nicht. Als er aber bemerkte, daß ihr Kleid gelb und grün war, verstand er, daß es eine Zauberin war; denn gelb und grün ist die Larve des Sphinxschmetterlings, die auch das Auge blenden kann. Was bei ihr hinten ist, sieht aus als wäre es vorn, und da hat sie ein Horn wie das Einhorn, so daß sie ihre Feinde mit dem falschen Gesicht erschreckt, während sie mit dem ißt, das wie die Rückseite aussieht.

Viktor dachte: hier werden wir handgemein werden, doch fang du an! Sehr richtig, denn will man Leute zum sprechen bringen, so schweigt man nur.

Sind Sie der Herr, der die Sommerfrische sucht? fragte die Dame und trat vor.

Ja, das bin ich, antwortete Viktor, um nicht die Antwort schuldig zu bleiben, denn er hatte nie an eine Sommerfrische im Winter gedacht.

Die Dame wurde verlegen, war aber schön

wie die Sünde und warf dem Lotsen einen verzaubernden Blick zu.

Es lohnt nicht, daß du mich zu verzaubern suchst, denn ich bin mit einem guten Mädchen verlobt! sagte der Lotse und sah sie an zwischen Ring- und langem Finger, wie Hexen tun, wenn sie den Richter bestechen wollen.

Die Dame war jung und schön nach oben zu, aber nach unten von der Mitte an war etwas sehr Altes, als wäre sie aus zwei Stücken zusammengeflickt.

Nun, lassen Sie mich die Sommerfrische sehen, sagte der Lotse.

Bitte, antwortete die Dame und öffnete eine Tür im Hintergrunde.

Sie gingen hinaus und befanden sich in einem Eichenwalde.

Nur durch den Wald, dann sind wir da! sagte die Dame und bat den Lotsen, voran zu gehen, denn sie wollte ihm natürlich nicht den Rücken kehren.

Hier wird wohl der Stier sein, kann ich ver-

stehen, sagte der Lotse, der die Gedanken bei sich hatte.

Du bist doch nicht vor dem Stier bange? antwortete die Dame.

Wir werden sehen, meinte der Lotse.

Sie gingen über Felsenhügel und Baumwurzeln, Moor und Geschwende, Gehaue und Meilengründe, aber Viktor mußte sich zuweilen umdrehen und nachsehen, ob sie noch da war, denn er hörte ihre Schritte nicht; und auch wenn er sich umdrehte und sie vor sich hatte, mußte sein Auge sie aufsuchen, denn ihr Kleid in gelb und grün machte sie beinahe unsichtbar.

Schließlich kamen sie an eine Blöße oder offene Lichtung des Waldes, und als Viktor mitten auf dem grünen Plane stand, kam der Stier, als ob er dort gestanden und gewartet hätte. Er war schwarz und hatte einen weißen Stern vorne an der Stirn und Blut in den Augenwinkeln.

Da keine Flucht möglich war, gab's nur

Angriff und Verteidigung. Viktor warf einen Blick auf den Boden, und siehe, da lag ein Zaunpfahl, eben gehauen und mit einer Keule am Ende. Den nahm er auf und stellte sich in Positur.

Du oder ich! kommandierte er! Eins, zwei, drei!

Jetzt begann der Tanz. Der Stier backte zuerst wie ein Dampfer, und durch die Nasenlöcher ließ er Dampf heraus, bewegte den Schwanz wie einen Propeller, und dann ging's mit Volldampf vorwärts.

Es sauste in der Luft, und dann knallte es wie ein Schuß, als der Pfahl den Stier mitten zwischen die Augen traf. Viktor war mit einem Sprunge zur Seite, und der Stier schoß an ihm vorbei.

Da veränderte sich die Scenerie; zu Viktors großem Schrecken sah er das Untier dem Waldrande zusteuern, wo seine Braut in hellem Kleide heran eilte, um ihren Bräutigam zu treffen.

Da schrie er aus der Tiefe seiner Seele:

In den Baum hinauf, Anna! Der Stier kommt!

Und dann sprang er hinter dem Untier her, schlug ihn an der schmalsten Stelle auf die Hinterbeine, um ein Schienbein zu zerschmettern, wenn es möglich wäre. Und mit übermenschlichen Kräften brachte er den Koloß dazu, auf den Boden niederzusinken. Anna war gerettet, und der Lotse hielt sie in seinen Armen.

Wohin wollen wir jetzt gehen? sagte er. Wir gehen wohl nach Hause?

Sie zu fragen, woher sie komme, fiel ihm nicht ein, aus Gründen, die wir nachher erfahren werden.

Sie gingen Hand in Hand den Fußsteig dahin und waren glücklich über das unerwartete Wiedersehen. Als sie aber eine Weile gegangen waren, blieb Viktor plötzlich stehen und sagte:

Warte einen Augenblick, ich muß gehen und

nach dem Stier sehen, denn es ist jedenfalls schade um ihn.

Da verwandelte sich Annas Antlitz und ihre Augenwinkel wurden blutig. Mit einem wilden, boshaften Ausdruck sagte sie nur:

Geh, ich warte!

Der Lotse betrachtete sie mit traurigen Blicken, denn er hörte, daß sie die Unwahrheit sprach. Aber er folgte ihr. Ihr Gang war jedoch so ungewöhnlich, und er begann auf der ganzen linken Seite zu frieren.

Als sie noch eine Weile gegangen waren, blieb Viktor wieder stehen.

Gib mir deine Hand, sagte er; nein, die linke.

Da sah er, daß der Ring nicht da war.

Wo ist der Ring? fragte er.

Den habe ich verloren, antwortete sie.

Du bist meine Anna, aber du bist es nicht. Es ist eine Fremde in dich hinein geflogen.

In dem Augenblicke warf sie ihm einen Seitenblick zu, und er sah, daß es nicht eines Men-

schen sondern des Stieres blutiger Blick war, und er verstand.

Weich von hinnen, Zauberin! sagte er und spuckte ihr ins Gesicht.

Da hätte man sie sehen sollen! Die falsche Anna wechselte ihren Balg, wurde gelbgrün im Gesicht wie Galle, platzte vor Wut, und im nächsten Augenblick sprang ein schwarzes Kaninchen über die Blaubeerbüsche dahin und war verschwunden.

Jetzt stand er da im irrsamen Walde, aber er war darum nicht verdutzt, sondern dachte: ich gehe wohl weiter; kommt dann der T..... selbst, so bete ich ein Vaterunser herunter, das reicht lange Wege.

So ging er weiter und erblickte eine Hütte. Er klopfte und wurde von einem alten Weibe empfangen; fragte, ob er über Nacht Herberge bekommen könnte. Die Alte antwortete, die könne er haben, aber es sei nichts da, das man anbieten könne, denn es sei nur eine Kammer auf dem Boden, die nur so so wäre.

Sie mag sein wie sie will, jetzt muß ich schlafen.

Ja, wie sie einig waren, folgte er ihr auf den Boden und in die Kammer. Da hing ein großes Wespennest über dem Bette, und die Alte bat um Entschuldigung, daß sie solchen Besuch habe.

Schadet nichts; Wespen sind wie die Menschen, sie sind artig, bis man sie reizt. Vielleicht habt Ihr auch Schlangen?

Ja, wir haben einige Stück, versteht sich.

Schadet nichts; die lieben die Bettwärme, da werden wir schon einig werden! Ist es eine Otter oder Natter? Ich bin allerdings nicht so genau mit der Gesellschaft, aber ich ziehe die Natter vor!

Die Alte stand sprachlos da, als der Lotse das Bett zu ordnen anfing und die bestimmte Absicht zeigte, in dem Raume zu schlafen.

Indem war draußen vor dem geschlossenen Fenster ein ängstliches Summen zu hören, und eine große Hornisse versuchte hinein zu kommen.

Laßt das arme Ding herein! sagte der Lotse und öffnete das Fenster.

Nein, nicht so eine! Mach ihr den Garaus! schrie die Alte.

Warum soll ich das? Sie hat vielleicht Junge hier, die hungern werden, und dann muß ich daliegen und Kindergeschrei anhören, nein, danke! ... Komm, du kleine Wespe.

Sie sticht! rief die Alte.

Nein, bewahre, sie sticht nur boshafte Menschen ...

Und jetzt wurde das Fenster geöffnet. Herein zog eine Horniſſe, so groß wie ein Taubenei; und wie eine Baßsaite surrend, begab sie sich gleich ins Nest hinauf. Und dann wurde es still.

Die Alte ging, und der Lotse kroch ins Bett.

Als er am folgenden Morgen in die Stube hinunter kam, fand er die Alte dort nicht; aber auf dem einzigen Stuhle saß eine schwarze Katze und spann; die Katzen sind ja zum Spinnen verurteilt, weil sie so faul sind, und etwas müssen sie tun.

Steh auf, Katze, sagte der Lotse, damit ich mich setzen kann.

Und er nahm die Katze und setzte sie auf den Herd. Aber es war keine gewöhnliche Katze, denn jetzt begann sie mit dem Rückenhaar so zu funkeln, daß die Späne Feuer fingen.

Kannst du Feuer machen, so kannst du auch Kaffee kochen, sagte der Lotse.

Aber die Katze ist von der Wolle, daß sie nicht will, was ein anderer will, und sie fing an zu fauchen und zu spucken, daß das Feuer erloschen.

Indem hörte der Lotse, wie ein Spaten gegen die Hauswand gestellt wurde; und als er hinaus guckte, erblickte er die Alte, die in einer Grube stand, die sie draußen im Garten aufgeworfen hatte.

So, du gräbst mein Grab, Alte, sagte er.

Und indem kam die Alte herein. Als sie Viktor frisch und gesund erblickte, geriet sie ganz außer sich vor Verwunderung; und jetzt bekannte sie, daß noch niemand lebendig aus der

Kammer herausgekommen sei und daß sie darum im voraus sein Grab gegraben habe.

Da sie etwas schlecht sah, fand sie, der Lotse habe ein wunderbares Halstuch um.

Ja, hast du schon so ein Halstuch gesehen, sagte Viktor und strich mit der Hand unter sein Kinn.

Da saß eine Schlange, die einen feinen Knoten mit zwei gelben Flecken gemacht hatte; das waren die Ohren, und die Augen glänzten wie Edelsteine.

Zeige Tante deine Brustnadeln, sagte der Lotse.

Und als er die Schlange am Kopf kraulte, da waren zwei Brustnadeln mitten im Rachen zu sehen.

Da fiel die Alte zu Boden und brach aus:

Ich sehe jetzt, daß du meinen Brief bekommen und ihn verstanden hast. Du bist ein braver Kerl!

So, das war dein Automatenbrief, sagte der Lotse, und nahm den Brief aus der Brust-

tasche. Den werde ich unter Glas und Rahmen setzen, wenn ich nach Hause komme.

Wißt ihr, was in dem Briefe stand? — Dies stand da auf deutsch: „Man muß sich nie verblüffen lassen"; was übersetzt werden kann: „Das Glück steht dem Kühnen bei".

Anne-Marie, die ihre Mama so die Geschichte beenden hörte, fragte jetzt:

Ja, aber wie kam es, daß der Lotse vom Schiff nach der Passage gehen konnte; und kam er nachher zurück, oder hatte er alles geträumt?

Das sollst du ein ander Mal hören, kleine Fragerin, antwortete die Mama.

Ja, aber es standen auch Verse in dem Buche ...

Was für Verse? Ach so, die im Schneckenladen ... ja, die habe ich vergessen ... sagte die Mama. Aber man muß nach so etwas nicht fragen; es ist ja nur ein Märchen, liebes Kind!

Photographie und Philosophie

Es war einmal ein Photograph. Er photographierte gewaltig; Profile und Faces, Kniestücke und ganze Figuren; und er konnte entwickeln und fixieren, im Goldbad tonen und kopieren. Es war ein Tausendsassa! Aber er war nie zufrieden, denn er war ein Philosoph, ein großer Philosoph und ein Entdecker. Er hatte nämlich philosophiert, die Welt sei verkehrt. Das könne man ja an der Platte sehen, wenn sie im Entwickler liegt. Was beim Menschen rechts war, wurde hier links; was dunkel war, wurde hell; die Schatten wurden Licht; blau wurde weiß, und silberne Knöpfe wurden dunkel wie Eisen. Verkehrt war es.

Er hatte einen Kompagnon, der ein gewöhnlicher Mensch war, voller kleiner Eigenheiten. Er rauchte zum Beispiel den ganzen Tag Tabak; er konnte nie lernen, eine Tür zu schließen; er steckte das Messer statt der Gabel in den Mund; er hatte in den Zimmern den Hut auf

dem Kopfe; und er putzte die Nägel mitten im Atelier; und abends mußte er drei Glas Bier haben. Er war voller Fehler.

Der Philosoph, der dagegen fehlerfrei war, hegte Unwillen gegen seinen unvollkommenen Bruder, und er wollte sich von ihm trennen, konnte aber nicht, denn ihre Geschäfte hielten sie zusammen; und weil sie zusammen halten mußten, fingen die unwilligen Gefühle des Philosophen an, in einen unvernünftigen Haß überzugehen. Es war schrecklich!

Als es dann Frühling wurde, sollte eine Sommerfrische gemietet werden; der Kompagnon wurde ausgesandt, eine zu schaffen. Und er schaffte. Darauf fuhren sie eines Samstagabends mit dem Dampfer hinaus. Der Philosoph saß den ganzen Weg auf dem Vorderdeck und trank Punsch. Er war sehr korpulent, und wurde von mehreren Leiden belästigt; so hatte er etwas an der Leber, und die Füße waren auch nicht in Ordnung, vielleicht Rheumatismus oder dergleichen. Nun, an Ort und

Stelle angekommen, stiegen sie über die Brücke ans Land.

Ist es hier? fragte der Philosoph.

Nur ein kleines Stück zu gehen, antwortete der Kompagnon.

Sie gingen einen Fußsteig, voll von Baumwurzeln; und dann war der Weg unmittelbar vor einem Gatter zu Ende. Das mußte geentert werden. Darauf kam ein Fußsteig mit Steinen. Der Philosoph klagte über seine Füße, vergaß aber bald den Schmerz vor einem neuen Gatter, das geentert werden mußte. Darauf verschwand der Weg wie von selbst; man mußte auf bloßen Felshügeln gehen und sich einen Weg in Büschen und Blaubeeren treten.

Hinter dem dritten Gatter stand ein Stier, der den Philosophen bis ans vierte Gatter jagte, wovon er ein Schwitzbad bekam, das die Poren öffnete. Nach dem sechsten Gatter war das Haus zu sehen. Der Philosoph ging hinein und kam auf die Veranda hinaus.

Warum sind so viel Bäume da? sagte er. Die beschatten die Aussicht.

Ja, die schützen vorm Meereswind! antwortete der Kompagnon.

Und es sieht wie ein Kirchhof aus; wir wohnen ja mitten im Fichtenwald.

Das ist gesund, sagte der Kompagnon.

Dann wollten sie baden gehen. Aber es war kein Badestrand in philosophischer Bedeutung da. Da war nur der Steingrund mit Schlamm.

Nach dem Bade wollte der Philosoph ein Glas Wasser aus der Quelle trinken. Es war ein rotbraunes Wasser von scharfem Geschmack. Es taugte nicht. Nichts taugte. Fleisch konnte man nicht kaufen, und Fisch war das einzige, was zu haben war.

Der Philosoph wurde finster und setzte sich unter einen Kürbis, um zu klagen. Aber bleiben mußte er; und der Kompagnon kehrte nach der Stadt zurück, um das Geschäft zu führen, während der Kamerad Urlaub hatte.

Sechs Wochen waren vergangen, als der

Kompagnon zu seinem Philosophen zurückkehrte.

Auf der Brücke stand ein schlanker Jüngling mit roten Backen und braunem Hals. Es war der Philosoph, verjüngt und lebenslustig.

Er sprang über die sechs Gatter und jagte den Stier vor sich her.

Als sie auf die Veranda kamen, sagte der Kompagnon:

Du siehst wohl aus, wie ist es dir ergangen?

Ja, sagte der Philosoph, ausgezeichnet! Die Gatter haben mir das Fett genommen; die Steine haben meine Füße massiert; der Schlamm hat mir ein Schlammbad gegen den Rheumatismus gegeben; die leichte Kost hat meine Leber geheilt; der Fichtenwald meine Lungen; und kannst du dir denken, das braune Quellwasser enthielt Eisen, gerade was ich brauchte.

Ja, du Philosoph, sagte der Kompagnon; von der Negativplatte erhält man eine Positivplatte, wo die Schatten wieder Licht wer-

den. Wenn du eine solche Platte von mir nehmen und nachsehen wolltest, welche Fehler ich nicht habe, würdest du mich nicht hassen. — Denke nur nach: ich trinke nicht, und darum führe ich das Geschäft; ich stehle nicht; ich rede dir nichts Schlechtes nach; ich klage nie; ich mache nie weiß zu schwarz; ich bin nie unhöflich gegen Kunden; ich stehe morgens zeitig auf; ich putze die Nägel, um den Entwickler rein zu halten; ich trage den Hut auf dem Kopfe, damit nicht Haare auf die Platte fallen; ich rauche Tabak, um die Luft von giftigen Dämpfen zu reinigen; ich lehne die Tür nur an, um im Atelier keinen Lärm zu machen; ich trinke des Abends Bier, um nicht dem Whisky zu verfallen; und ich schiebe das Messer in den Mund, um mich nicht mit der Gabel zu stechen.

Du bist wirklich ein großer Philosoph, sagte der Photograph; jetzt wollen wir Freunde sein! Dann werden wir weit kommen.

Ein halber Bogen Papier

Die letzte Möbelladung war fort; der Mieter, ein junger Mann mit einem Trauerflor am Hut, wanderte noch einmal durch die Wohnung, um zu sehen, ob er etwas vergessen habe. — Nein, er hatte nichts vergessen, wirklich nichts; und er ging hinaus, in den Flur, fest entschlossen, nicht mehr an das zu denken, was er in dieser Wohnung erlebt hatte. Aber siehe, im Flur neben dem Telephon, war ein halber Bogen Papier festgezweckt; der war von mehreren Händen vollgeschrieben, einiges ordentlich mit Tinte, anderes mit Blei- oder Rotstift gekritzelt. Da stand es, diese ganze schöne Geschichte, die sich in der kurzen Zeit von zwei Jahren abgespielt hatte; alles, was er vergessen wollte, stand da; ein Stück Menschenleben auf einem halben Bogen Papier.

Er nahm den Bogen ab; es war solches sonnengelbes Conceptpapier, von dem es leuchtet. Und er legte es auf den Mantel des Kachel-

ofens im Saale, und darüber geneigt, las er. Zuerst stand ihr Name da: Alice, der schönste Name, den er damals kannte, weil es der seiner Braut war. Und die Nummer — 15, 11. Es sah aus wie eine Gesangbuchnummer in der Kirche. Darunter stand: Bank. Das war seine Arbeit, die heilige Arbeit, die das Brot, die Häuslichkeit und die Gattin gab; die Grundlage zur Existenz. Aber sie war durchgestrichen! Denn die Bank war zusammengebrochen, aber er hatte sich in eine andere Bank hinüber gerettet, jedoch nach einer kurzen Zeit großer Unruhe.

Dann kam es! Blumenladen und Mietskutscher. Das war die Verlobung, als er die Tasche voll Geld hatte.

Darauf: Möbelhändler, Tapezierer. Er richtet die Wohnung ein. Speditionsgeschäft: sie ziehen ein.

Billetschalter der Oper: 50, 50. Sie sind neuvermählt und gehen Sonntags in die Oper. Ihre besten Stunden, wo sie selbst still dasitzen

und sich in dem Märchenlande auf der anderen Seite des Vorhanges in Schönheit und Harmonie finden.

Hier folgt ein Männername, der durchgestrichen ist. Das war ein Freund, der eine gewisse Höhe in der Gesellschaft erreicht hatte, aber das Glück nicht vertragen konnte, sondern fiel, unrettbar, und weit fort reisen mußte. So gebrechlich ist es!

Hier scheint etwas Neues in das Leben der Gatten eingetreten zu sein. Da steht, von einer Damenhand und mit Bleifeder: „Die Frau". Welche Frau? — Ja, die mit dem großen Mantel und dem freundlichen, teilnehmenden Gesicht, die so leise kommt und niemals durch den Saal geht, sondern ihren Weg durch den Korridor zum Schlafzimmer nimmt.

Unter ihrem Namen steht Doktor L.

Zum ersten Male taucht hier der Name eines Verwandten auf. Da steht: „Mama". Das ist die Schwiegermutter, die sich diskret abseits gehalten hat, um die Neuvermählten

nicht zu stören, jetzt aber in der Stunde der Not gerufen wird und mit Freuden kommt, da man ihrer bedarf.

Hier beginnt ein großes Gekritzel mit blau und rot. Stellenvermittelung: das Mädchen ist gegangen, oder ein neues soll gemietet werden. Apotheke. Hm! Es dunkelt! Meierei. Hier wird Milch bestellt, tuberkelfreie!

Kaufmann, Schlächter usw. Das Haus fängt an, per Telephon geführt zu werden; dann ist die Hausfrau nicht auf ihrem Platz. Nein, sie liegt zu Bett.

Was dann folgte, konnte er nicht lesen, denn es begann vor seinen Augen dunkel zu werden, wie einem im Meer Ertrinkenden geschehen muß, der durch salziges Wasser sehen will. Aber da stand: Beerdigungsinstitut. Das sagte ja genug! — Ein größerer und ein kleinerer, natürlich Sarg. Und in Parenthese war geschrieben: aus Staub.

Danach stand nichts mehr da! Mit Staub endete es; und das tut es.

Er aber nahm das Sonnenpapier, küßte es und legte es in seine Brusttasche.

In zwei Minuten hatte er zwei Jahre seines Lebens durchlebt.

Er war nicht gebeugt, als er hinausging; er trug im Gegenteil seinen Kopf hoch, wie ein glücklicher und stolzer Mensch, denn er fühlte, daß er doch das Schönste besessen hatte. Wie viele Arme, die es nie bekommen hatten!

Triumphator und Narr

Es war der Frühlingsabend 1880, den wir Schweden nie vergessen, weil wir ihn jedes Jahr feiern, und es war auf der Blockhauslandzunge an der Einfahrt von Stockholm am selben unvergeßlichen Abend. Da stand ein altes Paar, Landleute, einfache Menschen, die den größeren Teil des mühseligen Lebens zusammen gewandert waren. Sie spähten aufs Fahrwasser hinaus, das unter den tränenäugigen Sternen im Dunkel dalag, und sie betrachteten einen Mann, der in der Finsternis mit etwas Unbekanntem draußen auf der Landungsbrücke hantierte. Lange standen sie, sehr lange; bald auf das dunkle Fahrwasser hinausschauend, bald den großen Lichtschein von der Stadt betrachtend.

Schließlich sahen sie eine Laterne draußen auf dem Fjärd, zwei Laternen, viele Laternen. Da drückten sich die Alten die Hände, und in Stille, unter den Sternen, dankten sie Gott,

daß er ihren Sohn ihnen wiedergegeben, welcher Teil hatte an der Ehre der großen Tat, Asien umsegelt zu haben, und der ein ganzes Jahr als tot betrauert worden war.

Er war allerdings nicht der Erste gewesen, aber er war dabei gewesen! Und jetzt sollte er beim Könige essen, Ordenssterne erhalten, und zu etwas ernannt werden, das auch Brot geben konnte, nachdem bereits der Reichstag für eine nationale Belohnung in barem Gelde gestimmt hatte.

Die Laternen wurden größer und kamen näher; ein kleiner Dampfer schleppte ein großes dunkles Barkschiff, das in der Nähe so einfach aussah wie vieles andere Große auch.

Und jetzt sah man den Mann bei der seltsamen Zurüstung auf der Brücke mit einem Streichholz Feuer anreißen.

Was kann das sein? sagte der Alte. Es sieht aus wie große, große Stearinlichter.

Und sie gingen näher, um es anzusehen.

Es sieht aus wie ein Trockengestell für

Fischgeräte, sagte die Alte, die von der Küste war.

Ratsch! Jts—ch! Si—si—si—si! sagte es! und die Alten waren von Feuer und Flammen umwirbelt.

Und zu den Sternen des Himmels hinauf stiegen nun ganze Feuerbündel, die hoch oben neue Sterne anzündeten; und ein Sternengucker, der sie von seiner Warte gesehen, hätte geglaubt, es seien neue ans Himmelsgewölbe gekommen. Und es kam wirklich etwas Neues, am Himmel und auf Erden, mit dem Jahre 1880, denn es kamen neue Gedanken in neue Herzen und neues Licht und neue Entdeckungen. Unkraut kam ja auch mit dem neuen Weizen, aber das Unkraut soll da stehen, Feuchtigkeit und Schatten geben, um zur Erntezeit vom Weizen gesondert zu werden. Aber dabei soll es sein, denn es gehört dazu, wie die Spreu zum Korn.

Es war jedenfalls eine richtige Raketenkiste; und als sich der Rauch zerstreut hatte —

denn der Rauch gehört zum Feuer — da war der Staat vorbei.

Es wäre doch nett gewesen, wenn wir heute Abend mit in der Stadt hätten sein können! sagte die Alte.

Nein! sagte der Alte. Wir hätten nur gestört, und geringe Leute, die sich vordrängen, kriegen so leicht einen Anschein von Hoffart. Den Jungen treffen wir morgen immer noch, wenn er von seiner Braut frei kommt, die ihm näher steht als wir.

Das war ja von dem Alten verständig gesagt, und die Alten müssen Verstand haben, denn wer sollte ihn sonst haben?

Und dann gingen sie zur Stadt!

Nun wollen wir sehen, wie es dem Sohn erging!...

Er war Seemesser an Bord und hatte die Tiefe des Meeres gemessen, die Höhe des Landes und die scheinbare Bewegung des Him-

mels; er konnte sagen, wieviel die Uhr war, wenn er nur nach der Sonne sah; und er wußte, wie weit sie gefahren waren, wenn er nach den Sternen guckte. Es war ein gewaltiger Mann, und er glaubte auch sowohl Himmel wie Erde in seiner Hand zu haben, und er maß die Zeit aus und rückte an der Uhr der Ewigkeit. Als er jetzt im Hause des Königs Gast gewesen und einen Stern auf den Rock bekommen hatte, da war es ihm doch, als sei er vornehmer als die anderen; er wurde nicht gerade hoffärtig gegen seine armen Eltern oder seine Braut; aber sie fanden es, obgleich sie nichts sagten. Und vielleicht war er etwas stramm, denn dazu hatte er Anlage.

Nun! Jetzt waren die großen Festlichkeiten in der Hauptstadt vorbei, und die Studentenstadt wollte auch den heimgekehrten Helden huldigen. Und so reisten sie dahin.

Die Studenten sind nun aparte Leute, die nur bei Doktor Allwissend Bücher lesen, und darum glauben sie, sie wüßten mehr als andere.

Und es sind junge Leute und darum gedankenlos und grausam.

Als nun die alten Doktoren mittags ihre verständigen und achtungsvollen Reden zur Ehre der Seefahrer gehalten hatten, sollten die Studenten nachmittags einen Festzug veranstalten.

Der Seemesser saß mit seiner Braut auf einem Balkon neben den anderen großen Herren; die Kirchenglocken läuteten, die Kanonen schossen; es wurde trompetet, getrommelt, geflaggt und gewinkt. Und dann kam der Zug.

Zuerst war das Schiff zu sehen, mit Matrosen und allem; dann kamen Walrosse und Eisbären mit dem, was dazu gehört; dann kamen verkleidete Studenten, welche die Helden vorstellten. Der Große selbst war da mit seinem Pelz und seiner Brille. Recht achtungsvoll war es nicht, kann man sich denken, und die Ehre war ja so so la la, auf die Weise abkonterfeit zu werden; doch das mochte hingehen! Wohlgemeint war es jedenfalls. Dann kam

der, und dann kam der, alle von verkleideten Studenten dargestellt.

Zuletzt kam der Seemesser. Er war gewiß kein schöner Mann, aber das braucht ein Mann auch nicht zu sein, wenn er nur ein tüchtiger Seemesser oder sonst etwas Tüchtiges ist. Aber so hatten sie ihn abkonterfeit: einen richtigen häßlichen Greiner hatten sie zu seinem Stellvertreter gewählt. Das ging noch; aber die Natur hatte seinen einen Arm zu kurz gemacht, und das hatten sie auch angedeutet. Und das war häßlich, denn ein Gebrechen ist etwas, für das man nicht kann.

Als aber der Narr, der den Seemesser spielte, an den Balkon herankam, sagte er etwas mit schonischem Accent, was den Seemesser lächerlich machen sollte, der Schone war. Und das war dumm, denn jeder spricht seine Mundart, die er von seiner Mutter gelernt hat, und das soll man ehren.

Daß alle Leute lachten, war ja nur Höflichkeit, da man gratis unterhalten wurde, aber

daß die Braut in ihrem Herzen verletzt wurde, das war in der Ordnung, denn sie wollte ihren zukünftigen Gatten nicht lächerlich gemacht sehen. Der Seemesser wurde finster und stumm. Alle Festfreude war für ihn dahin. Doch er durfte es nicht zeigen, sonst hätte man ihn für dumm gehalten, weil er keinen Scherz verstand. Aber nun kam das Schlimmste! Der Narr tanzte vor und machte Affenpossen, die ein Rebus auf den Namen des Seemessers sein sollten, auf den Zunamen, den er von seinem Vater geerbt, und den Vornamen, den er bei der Taufe von seiner Mutter erhalten hatte; die ihm heilig waren, und die er nicht ändern wollte, obgleich sie ein wenig prahlerisch waren.

Da wollte er sich erheben und gehen, aber die Braut hielt ihn zurück, und er blieb sitzen.

Als der Aufzug vorbei und alle auf dem Balkon aufgestanden waren, trat Der Große an die Braut des Seemessers heran, legte eine

freundliche Hand auf ihre Achsel und sagte mit seinem guten Lächeln:

Sie haben hier zu Lande eine sonderbare Art, ihre Größen zu feiern. Aber das muß man hinnehmen!

Am Abend war ein neues Fest, auf dem der Seemeister auch war; aber sein Vergnügen war dahin, und er kam sich so klein vor, so ausgelacht wie er worden war; er war ja kleiner als der Narr, welcher als Possenreißer sein Glück gemacht hatte; und darum war er verzagt, unruhig vor der Zukunft und an sich selber zweifelnd. Und wohin er in dem großen Garten ging, sah er sein Zerrbild in dem Narren, der überall war. Und er sah seine Fehler vergrößert, am allermeisten seine Hoffart, seine Großsprecherei nachgeahmt; und das Schlimmste war, daß seine geheimen Gedanken und Neigungen verraten waren.

In drei qualvollen Stunden hatte er das Rechenschaftsbuch seines Gewissens durchgehen können; und was kein Mensch ihm zu

sagen gewagt, das hatte der Narr gesagt. Es ist gut, sich selbst zu erkennen; Sokrates nennt es sogar das höchste Gut; und gegen Ende dieses Abends hatte der Seemesser sich überwunden, sich selber seine Schwächen bekannt und beschlossen, sich zu ändern.

Da ging er an einer Gruppe vorbei und hörte eine Stimme hinter einer Hecke.

Es ist merkwürdig, wie sich der Seemesser zu seinem Vorteil verändert hat! Es ist ja ein wirklich angenehmer Mensch geworden.

Das tat ihm wohl im Herzen. Doch was ihn im Grunde seiner Seele freute, das war ein Wort von seiner Braut.

Du bist so nett heute Abend, und darum bist du hübsch.

Er hübsch? Das war ja ein Wunder, und die geschehen ja jetzt nicht mehr, aber er mußte daran glauben, da er wußte, daß er häßlich war.

Schließlich schlug Der Große ans Glas und hielt eine Rede, die ungefähr so lautete:

Wenn der römische Sieger seinen Triumph-

zug hielt, stand immer ein Sklave hinter ihm auf dem Wagen, der dem Feldherrn zurief: „Denke daran, daß du nur ein Mensch bist!“ während ihm von Senat und Volk gehuldigt wurde. Und neben dem Viergespann des Siegers ging ein Narr, der den Wert des Triumphes durch seine Schmähungen verringerte und den Charakter des Triumphators durch seine Schimpflieder in den Staub zog. Das war eine alte gute Sitte, denn nichts ist dem Menschen so gefährlich wie zu glauben, er sei ein Gott, und nichts ist den Göttern so unangenehm wie der Uebermut der Menschen! — Meine jungen Freunde! Die Tat, die wir Heimkehrenden ausgeführt haben, ist vielleicht überschätzt worden; der Siegesrausch ist uns wohl zu Kopfe gestiegen, und darum war es wohltuend, heute Ihre Narrenpossen zu sehen! Nicht als beneidete ich den Narren um seine Rolle, oder ließe mich verleiten, an Ihre schönen Absichten zu glauben, weit entfernt, aber ich danke Ihnen jedenfalls für die etwas eigen-

tümliche Huldigung, die Sie uns dargebracht haben. Sie wird mich lehren, daß ich noch viel zu erobern habe, und sie wird mich immer, wenn die Vergötterung mich in Versuchung führt, daran erinnern, daß ich nur ein Mensch bin!

Bravo! schrie der Seemesser.

Und das Fest nahm seinen Fortgang in aufrichtiger Freude und Fröhlichkeit, die selbst von dem Narren nicht gestört wurde, denn der hatte sich beschämt zurückgezogen und war verschwunden.

Das war der Seemesser und Der Große! Jetzt werden wir sehen, wie es dem Narren erging!

Der Narr, der während der Rede Des Großen am Tisch gestanden, hatte einen Blick vom Seemesser bekommen, so einen Blick, der gleich einem kleinen Feuerpfeil eine große Festung anzünden kann. Und der Narr war besessen, als hätten seine Kleider Feuer gefangen, wie er in die Nacht hinausging. Er war kein netter Mann. Narren und Büttel sind aller-

dings auch Menschen, aber nicht von unseren besten. Viele Fehler und Schwächen hatte er auch, wie wir alle, aber die verstand er zu verbergen. Nun geschah etwas Merkwürdiges. Dadurch, daß er den ganzen Tag dem Seemesser nachgeahmt hatte, und unter dem Einflusse des Rausches, war er so in seine Rolle hineingewachsen, daß er nicht wieder aus ihr herauskommen konnte; und da er die Fehler und Schwächen des Seemessers dargestellt, hatte er sie gleichsam selbst angenommen; und der erwähnte Blick des Seemessers hatte sie in den Grund seiner Seele hinuntergestoßen, wie der Ladestock die Pulverladung hinunterstößt. Er war vom Seemesser geladen worden, und darum fing er an zu schreien und großsprecherisch zu werden, als er auf die Straße kam. Dieses Mal aber hatte er Pech. Es kam nämlich ein Schutzmann und bat ihn still zu sein. Der Narr antwortete etwas Lustiges mit dem schonischen Accent des Seemessers. Kann man sich das denken! Der Schutzmann, der

zufällig aus Schonen war, nahm es übel auf und wollte den Narren ins Loch stecken. Nun fällt es Narren ebenso schwer Ernst zu verstehen wie der Polizei Scherz zu verstehen, und darum leistete der Narr gewaltsamen Widerstand gegen die Verhaftung, mit dem Ergebnis, daß der Haselstock herauskam und es Hieb! Hieb! Hiebe! setzte!

Und dann ließ man ihn laufen!

Jetzt, so findet man wohl, hätte es genug sein können mit der Bestrafung, das war es aber nicht!

Der Narr fühlte sich ganz und gar nicht durch die Züchtigung verbessert; eher verbittert in seinem Herzen ging er auf den Kriegspfad wie ein Sioux-Indianer, um zu sehen, an wem er sich rächen könne.

Der Zufall, oder jemand anders, leitete seine Schritte in die Zollstraße hinunter und in ein Bauernquartier hinein. Um einen Tisch auf dem Hofe saßen Bauern und Müller, das Wohl der großen Männer bei einer Laterne

trinkend. Als sie den Narren erblickten, nahmen sie ihn für den Seemesser, und sie wurden höchlich erfreut, als er sich so gemein machen wollte, mit ihnen ein Glas zu trinken.

Jetzt flog der Hochmutsgeist in die Pulverkammer des Narren, und er fing Feuer. Er sprach große Worte von seinen großen Taten: wie er es gewesen, der die Expedition geleitet; denn hätte er nicht die Tiefe des Meeres gemessen, wären sie auf Grund gestoßen; und hätte er nicht in den Sternen gelesen, wären sie niemals heimgekehrt.

Schmatz! sagte es. Und der Narr hatte ein Ei mitten zwischen den Augen.

Und der Müller sprach:

Der Seemesser ist ein Prahlhans; das wußten wir schon, und er war es, der im Blatt schrieb, Der Große sei ein Humboldt!

Jetzt flog die andere Schwäche des Seemessers in den Narren hinein, und er sprach, was nicht wahr war:

Der Große ist ein Humbug!

Das was zuviel und ging nicht in die Bauern hinein. Sie erhoben sich dagegen, und der Narr wurde mit einem Ochsenzügel an einen vollen Mehlsack gesorrt. Mit feinstem gesiebten Weizenmehl wurde ihm das Gesicht geschminkt; mit einer Lichtschnuppe aus der Laterne wurde er gezeichnet. Und währenddessen nähte ihn ein Müllerknecht mit Schneidernadel und Bindfaden an den Sack fest.

Aber es war noch nicht zu Ende. Mit der Laterne an der Spitze zog die Bauernschar die Karre, den Mehlsack und den Narren auf die Straße und zum großen Markt hinauf.

Und dort wurde der Narr dem Volke gezeigt, das lachte. Das war ihm recht!

Als er frei kam, ging er auf die Seite und setzte sich auf eine Treppe, um zu weinen. Der große Kerl weinte. Es war beinahe schade um ihn.

Als die Baumschwalbe in den Kreuzdorn kam

Steht man am Hafen, wo die Dampfboote liegen, und sieht man auf die See hinaus, so ist links ein Berg zu sehen, der ganz mit grünem jungen Holz überwachsen ist, und dahinter liegt ein großes Haus, in der Form einer Spinne gebaut. Denn in der Mitte steht ein Rundteil, von welchem acht Flügel auslaufen, ganz wie die acht Beine von dem runden Körper der Spinne. Wer in das Haus gerät, kommt nicht heraus, wann er will; und einige bleiben dort auf Lebenszeit. Es ist das Zuchthaus.

In Oskars des Ersten Zeit war der Berg nicht grün. Er war im Gegenteil grau und kalt, denn dort wuchsen weder Moose noch Stiefmütterchen, die sonst auf nackten Felsen gedeihen. Da war nur Graustein, und graue Menschen, die versteinert aussahen, in Stein hieben, Steine sprengten und Steine trugen.

Unter diesem Steinaltervolk war einer, der sah versteinerter aus als die anderen. Er war ein Jüngling, als er in Oskars des Ersten Zeit in dieses Zuchthaus gesperrt wurde, weil er einen Menschen getötet hatte.

Lebenslänglich Gefangener war er, und auf seine grauen Kleider war in schwarz der Buchstabe L genäht.

Winter und Sommer war er da auf dem Berge und klopfte Steine. Und im Winter sah er den Dampferhafen öde und leer daliegen; die halbrunde Brücke mit ihren Pfählen klaffte wie eine Zahnreihe, und jetzt konnte er den Holzschuppen, das Reithaus und die beiden riesengroßen Linden, die entlaubt waren, sehen. Bald kam eine Eisjacht am Holm vorbeigesegelt, bald einige schlittschuhlaufende Jungen. Sonst war es öde und still.

Wenn der Sommer kam, wurde es fröhlicher. Da säumten den Hafen schmucke Fahrzeuge, frisch angestrichen und beflaggt. Dann grünten die Linden, unter denen er als Kind

gesessen hatte, wenn er seinen Vater erwartete, der Maschinist auf einem der schönsten Dampfer war.

Jetzt hatte er viele Jahre nicht den Wind in Bäumen wehen gehört, denn es wuchs ja nichts auf seiner Klippe, aber in seiner Erinnerung lebte dieses Säuseln in den Linden des Ritterholms als das Einzige, nach dem er sich sehnte.

Kam nun eines Sommertages ein Dampfer am Holm vorbei, dann hörte er Wellengeplätscher, vielleicht Messingmusik; und er sah frohe Gesichter, die sich verfinsterten, wenn sie die grauen Steinmänner auf dem Berge bemerkten.

Dann aber schalt er über Himmel und Erde, über sein Schicksal und die Grausamkeit der Menschen. So hatte er jahraus und jahrein gescholten, und seine Kameraden und er schalten und quälten einander Nacht und Tag; denn das Verbrechen sondert, das Unglück aber sammelt die Leidenden.

Anfangs war das Leben unnötig grausam, und die Wächter mißhandelten die Gefangenen, willkürlich, unbarmherzig.

Eines Tages aber geschah eine Veränderung: die Kost wurde besser, die Behandlung wurde milder, und jeder Gefangene durfte in eigener Zelle schlafen. Der König selbst hatte die Ketten der Gefangenen ein wenig gelockert; da aber die Hoffnungslosigkeit die Herzen dieser Unglücklichen versteinert hatte, konnten sie nicht etwas empfinden, das der Dankbarkeit glich, sondern sie fuhren fort zu schelten; und sie fanden jetzt, es sei angenehmer, im selben Raum zu schlafen, denn dann konnte man nachts schwatzen. Und sie klagten übers Essen, über die Kleider, die Bewachung, ganz wie früher.

Eines schönen Tages läuteten alle Glocken der Stadt, am meisten die des Ritterholms. König Oskar war tot, und die Gefangenen hatten einen freien Tag. Da sie jetzt miteinander sprechen konnten, sprachen sie von Flucht-

versuchen, wie sie die Wache totschlagen könnten, und sie sprachen auch von dem verstorbenen König, und schlecht sprachen sie von ihm.

Er hätte uns freigegeben, wenn er gerecht gewesen wäre, sagte ein Gefangener.

Oder hätte alle Verbrecher eingesteckt, die frei umherlaufen.

Dann hätte er selbst Gefangenendirektor werden müssen, denn die ganze Nation wäre ins Loch gekommen.

Es ist nun so mit Gefangenen bestellt, daß sie alle Menschen für Verbrecher halten, und sie selbst sind nur ertappt, weil sie Pech gehabt haben.

Es war ein heißer Sommertag, als der Steinmann am Strande umherging und das Königsläuten auf Oskar den Milden anhörte. Er suchte unter den Strandsteinen nach Kaulquabben und Stichlingen; aber es waren keine da; und draußen im Wasser waren weder Rotauge noch Blecke zu sehen; folglich zeigte

sich keine Möwe und keine Seeschwalbe. Da fühlte er den Fluch auf dem Ort ruhen, dem sich nicht einmal die Fische oder die Vögel nähern wollten. Und er dachte wieder über sein Schicksal nach. Er hatte seinen Namen verloren, Taufnamen wie Zunamen, und hieß Nummer 65. Ein Name, der mit Ziffern geschrieben wurde statt mit Buchstaben. Er war nicht steuerpflichtig; wußte nicht, wie alt er war. Er war kein Mensch mehr, kein Lebender mehr; aber tot auch nicht. Er war nichts. Nur etwas Graues, das sich am Berge bewegte, und auf das die Sonne ganz entsetzlich brannte; auf die Kleider brannte sie, auf den Kopf mit dem kurzgeschnittenen Haar, das einmal Locken gewesen und des Sonnabends von der sanften Hand einer Mutter mit engem Kamme gekämmt worden. Eine Mütze durfte er heute nicht tragen, dann konnte er leichter flüchten. Und als die Sonne auf seinen Scheitel stach, erinnerte er sich an eine Geschichte vom Propheten Jonas, der einen

Kürbis vom Herrn bekam, um in dessen Schatten sitzen zu können.

Das war auch was Rechtes! höhnte er; denn er glaubte an nichts Gutes, gar nichts!

Indem sah er im Strandgeplätscher einen großen Birkenlaubbusch schaukeln. Der war ganz grün, mit weißem Stamm, und konnte von einem lustfahrenden Dampfer gefallen sein. Er zog ihn ans Land, schüttelte das Wasser ab und nahm ihn mit, bis in eine Bergschlucht, wo er ihn zwischen drei Steinen aufstellte. Und unter die Birke setzte er sich und hörte, wie der Wind leise durchs Laub wehte, das nach dem feinsten Harz duftete.

Als er eine Weile in der Kühle gesessen, schlief er ein.

Und er träumte:

Der ganze Berg war ein grünender Hain mit lieblichen Bäumen und duftenden Blumen. Vögel sangen, Bienen und Hummeln summten und Schmetterlinge flatterten. Aber allein für sich stand ein Baum, den er nicht kannte;

und der war schöner als die anderen, denn er hatte mehrere Stämme wie ein Strauch; und die Zweige machten so feine Sprünge und Windungen wie bei Häkeleien. Und unter seinem blanken Laub saß ein kleiner schwarzund-weißer Vogel, der einer Schwalbe glich, aber keine war.

Und im Traume konnte er ja Vogellaute deuten, und darum hörte er und verstand einigermaßen, was der Vogel sang. Und der sang: „Schlick, Schlick, Schlick, Schlick hier! Hiß, hiß, hissen wir! In Schlick, in Schlick starbst du! Aus Schlick, aus Schlick, aus Schlick erstandst du!“

Es handelte von Schlick, von Tod und Auferstehung, soviel verstand er.

Aber der Traum war noch nicht zu Ende. Er stand auf der Klippe allein in der brennenden Sonne, brennend vor Durst und Hunger.

Alle Kameraden hatten ihn fortgestoßen und sein Leben bedroht, weil er das Zuchthaus nicht mit in Brand hatte stecken wollen. Sie

standen in einem Haufen hinter ihm und jagten ihn mit Steinen auf den Berg hinauf, so weit er kommen konnte. Und jetzt wurde er von einer Mauer aufgehalten.

Er sah keine Möglichkeit, sie zu übersteigen; und in seiner Verzweiflung beschloß er, mit dem Kopfe gegen die Mauer zu rennen und sich so den Tod zu geben.

Er stürmte den Berg hinab; und siehe, im selben Augenblick öffnete sich eine Pforte, eine grüne Gartenpforte . . . und . . . jetzt erwachte er.

Als er über seine Lage nachdachte und sah, daß der liebliche Hain sich auf den Birkenbusch beschränkte, wurde er mißvergnügt in seinem Herzen und sprach vor sich hin:

Wenn es wenigstens eine Linde gewesen wäre.

Und als er lauschte, fand er, daß die Birk. so laut sang; es klang, als siebe man Sand oder kleine Steine; während die Linde die sammetweichen Herztöne spielen konnte.

Am nächsten Tage war die Birke verwelkt und gab wenig Schatten.

Den Tag darauf war das Laub trocken wie Papierfetzen und klapperte wie Zähne. Und schließlich stand da in der Bergschlucht eine große Birkenrute, die ihn sehr an seine Kindheit erinnerte.

Da dachte er wieder an den Kürbis des Propheten Jonas, und er schalt, als die Sonne auf seinen Scheitel stach.

Es war ein neuer König gekommen, und es kam ein neuer Zug in die Regierung und Leitung des Landes. Und es sollte ein neues Fahrwasser in der Stadt geschaffen werden. Darum wurden die Gefangenen auf Prahme kommandiert, um zu baggern.

Es war das erste Mal, daß er nach so vielen, vielen Jahren seine Klippe verlassen durfte. Und er fuhr wieder auf dem Wasser, sah so viel Neues in seiner Geburtsstadt; sah die Ei-

senbahn und den Dampfwagen vor allem. Und unterhalb der Station sollten sie baggern.

So begannen sie alles Unreine, das auf dem Seegrunde lag, emporzuhissen. Da kamen ertränkte Katzen und alte Schuhe, verfaultes Fett aus der Stearinfabrik, Farbenwasser aus der Färberei „Blaue Hand", Gerberlohe aus der Gerberei, und alles menschliche Elend, das die Wäscherinnen in hundert Jahren von der Klopfbrücke abgespült hatten. Und es kam ein Geruch nach Schwefel und Ammoniak, der so unerträglich war, daß ihn nur ein Gefangener aushalten konnte.

Als aber der Prahm beladen war, wunderten sich die Gefangenen, wo all dieser Schmutz hin sollte. Die Antwort erhielten sie, als der Bootsführer auf ihre eigene Klippe lossteuerte.

Da wurde aller Schlick ausgeladen und auf den Berg geworfen, wo die Luft bald verpestet war. Und sie wateten im Schmutz, und sie beschmutzten ihre Kleider, Hände, Gesichter.

Das ist die Hölle! sagten die Gefangenen.

Ein paar Jahre lang baggerten sie und löschten auf der Klippe, die schließlich verschwunden war.

Der weiße Schnee des Winters fiel jeden Spätherbst und zog die Decke mit den weißen Laken über all das Unreine.

Und als der letzte Frühling kam und der Schnee schmolz, da war der schlimme Geruch fort und der Schlick fing an wie Erde auszusehen. Diesen Frühling nahm das Baggern ein Ende und unser Steinmann erhielt jetzt seine Arbeit in der Schmiede, so daß er nie mehr auf die Klippe hinaus kam. Aber einmal im Herbst schlich er dahin und bekam etwas Wunderliches zu sehen.

Es wuchsen Kräuter auf dem Schlamm. Häßliche, fette Kräuter allerdings. Zumeist von der Art, die Braunsichel oder Zweizahn genannt wird, welche einer Nessel gleicht, aber braune Blüten hat; was häßlich ist, denn Blüten sollen weiß, gelb, blau oder rot sein. Und da waren auch echte Nesseln mit grünen

Blüten, und Kletten, Sauerampfer, Disteln, Melde; alle die häßlichsten, brennenden, stechenden, stinkenden Kräuter, die der Mensch nicht liebt, und die Kehrichthaufen, Brandstätten und Schlamm begleiten.

Wir machten in der See rein, und wir kriegten den Schmutz, sagte der Gefangene. Das ist der Dank!

Dann kam eine Zeit, da wurde er nach einer neuen Klippe gebracht, die Festung werden sollte, und er arbeitete wieder in Stein; Stein, Stein, Stein!

Dort verlor er das eine Auge und wurde dann und wann geschlagen. Und dort war er so lange, daß der neue König starb und einen Nachfolger bekam. Am Krönungstage sollte ein Gefangener begnadigt und freigelassen werden. Und wer sich am besten aufgeführt und zugleich zur Klarheit gekommen, daß er Unrecht getan habe, der sollte begnadigt werden. Und das war er! Da aber meinten die anderen Gefangenen, ihnen sei Unrecht ge-

schehen, denn in ihren Kreisen wurde der für einen Tropf gehalten, der bereute, „wofür man nicht kann“.

Und so vergingen die Jahre wieder! Unser Steinmann war jetzt sehr alt, und da er zu schwererer Arbeit unfähig war, kam er auf seine Klippe zurück und wurde hingesetzt, Säcke zu nähen.

Eines Tages kam der Geistliche und blieb bei dem Steinmann stehen, der da saß und nähte.

Nun, sagte der Geistliche, wirst du nie von hier fortkommen?

Wie sollte das zugehen? antwortete der Steinmann.

Wenn du zur Einsicht gekommen bist, daß du Unrecht getan hast!

Kriege ich einen Menschen zu sehen, der mehr als Recht tut, so werde ich glauben, daß ich Unrecht habe! Aber das kriege ich nie.

Mehr als Recht, das ist die Barmherzigkeit! Mögest du die bald kennen lernen!

Eines Tages wurde der Steinmann abkommandiert, Wege draußen auf der Klippe anzulegen, die er vielleicht seit zwanzig Jahren nicht gesehen hatte.

Es war wieder ein Sommertag, warm war es und die Dampfer summten lustig vorbei, schmuck wie Schmetterlinge.

Als er auf die Landzunge hinauskam — sah er keine Klippe mehr, sondern einen lieblichen grünenden Hain, wo das Laub im Winde glitzerte wie kleine Wellen auf der See. Da waren hohe weiße Birken und zitternde Espen und am Strande standen Erlen!

Es war wie in dem Traum. Und unter den Bäumen flüsterten Gräser und nickten Blumen, und dort flogen Hummeln und flatterten Schmetterlinge. Und vielerlei Vögel sangen dort, aber er konnte ihre Stimmen nicht deuten, und daraus sah er, daß es kein Traum war.

Der Berg des Fluches war in Segen gewandt, und er konnte es nicht unterlassen, an den Propheten und an den Kürbis zu denken.

Dies ist Gnade und Barmherzigkeit! sagte jemand in ihm, eine Stimme oder eine Mahnung, wie man es nennen will.

Und als ein Dampfer vorbeifuhr, verfinsterten sich die Gesichter nicht, sondern sie klärten sich auf bei dem Anblick des schönen Grüns; ja er glaubte, jemand winken zu sehen, wie man pflegt, wenn man an einer Sommerfrische vorbeifährt.

Er ging auf einem Fußsteig unter rauschenden Bäumen dahin. Da war allerdings keine Linde, aber er wagte nicht, sich eine Linde zu wünschen, damit sich die Birken nicht in Ruten verwandelten; so viel hatte er gelernt.

Und als er den Laubgang dahinging, sah er ganz hinten eine weiße Mauer mit einem grünen Lattentor. Und er hörte etwas spielen, das keine Orgel war, denn es war fröhlicher und lebhafter in der Bewegung. Ueber der Mauer war das hübsche Dach einer Villa zu sehen, und eine blaugelbe Flagge wehte im Winde.

Und über dieselbe Mauer sah er einen Ball in bunten Farben steigen und fallen; zarte Stimmchen plauderten und das Geklirr von Tellern und Gläsern sagte ihm, daß man einen Tisch deckte.

Er kam ans Tor und sah ... die Syringen blühten; und unter ihnen wurde ein Tisch gedeckt; dort spielten Kinder, dort wurde musiciert, dort wurde gesungen.

Das ist das Paradies! sagte die Stimme zu ihm.

Er stand lange und sah; so lange, daß er, der Alte, vor Müdigkeit, vor Hunger, vor Durst und allem Elend des Lebens zusammenbrach.

Da wurde das Tor geöffnet, und heraus kam ein kleines hellgekleidetes Mädchen. Es trug in seiner Hand ein Brett aus Silber, und darauf stand ein Glas, mit einem Wein, welcher der roteste war, den er gesehen hatte. Und das Kind trat an den Alten heran, direkt auf ihn zu, und sagte:

Komm, Alterchen, du sollst Wein haben.

Der Alte nahm und trank. Es war der Wein des reichen Mannes, der weit her aus den Ländern der Sonne gekommen war; und er schmeckte wie die Süßigkeit des guten Lebens, wenn es am besten ist.

Das ist Barmherzigkeit! sagte seine eigene alte, gebrochene Stimme. Aber du, Kind, du würdest in deinem Unverstand mir den Trunk nicht gereicht haben, wenn du gewußt hättest, wer ich bin. Weißt du, wer ich bin?

Ja; du bist ein Gefangener, versteht sich! antwortete das Mädchen.

Das wußtest du! Und doch ... Das ist Barmherzigkeit.

Als der alte Steinmann zurückkehrte, war er nicht mehr aus Stein, sondern es hatte auch in ihm etwas zu wachsen angefangen.

Und als er an einem Abhang vorbeikam, sah er einen Baum mit vielen Stämmen, einem Strauch gleich. Das war der schönste von allen und es war ein Kreuzdorn, aber das wußte der Alte nicht. Im Baume flog ein klei-

ner unruhiger Vogel herum, schwarz und weiß wie eine Schwalbe, und vom Volke Baumschwalbe genannt, obgleich er etwas anders heißt. Und die setzte sich tief ins Laub hinein und sang so traurig, aber mild:

Im Schlick, im Schlick, im Schlick
starbst du!
Aus Schlick, aus Schlick, aus Schlick
erstandst du!

Es war ganz wie in dem Traume; und da verstand der Alte, was die Baumschwalbe meinte.

Die Geheimnisse der Tabakscheune

Es war einmal ein junges Mädchen an der Oper. Es war schön, so daß sich die Leute auf der Straße umdrehten, und es sang wie nicht viele.

Da kam der Kapellmeister und Komponist und bot sein Königreich nebst seinem Herzen an. Das Königreich nahm sie, aber das Herz ließ sie liegen.

Nun war sie groß, so groß wie keine! Und sie fuhr in einer Viktoria durch die Straße und nickte ihrem Porträt zu, das in den Fenstern aller Buchhandlungen hing.

Sie wurde noch größer und kam auf Postkarten, Seifen und Zigarrenkasten. Schließlich kam ihr Porträt ins Foyer unter die der toten Unsterblichen; und da wurde sie, rund herausgesagt, sehr aufgeblasen.

Eines Tages stand sie auf einer Landungsbrücke draußen am Meere, wo die See hoch ging und der Strom stark war. Der Kapell-

meister stand daneben, versteht sich, und viele andere junge Herren auch. Die Schöne spielte mit einer Rose; und die wollten alle Herren haben; aber nur der sollte sie bekommen, der sie holen konnte. Und sie schleuderte die Rose weit hinaus in die Wogen. Die jungen Herren warfen der Blume lange Blicke nach, der Kapellmeister aber stürzte sich sofort in die See, schwamm wie eine Möwe auf der Woge und hatte bald die Blume zwischen den Lippen.

Da schallte ein Applaus von der Brücke, und er, der in der See lag, sah in ihrem Auge, daß sie ihn liebte. Als er aber jetzt nach dem Lande wenden wollte, da kam er nicht vom Fleck. Es war Strom mit Vorwasser, doch das sah sie von der Brücke nicht, sondern sie glaubte, er spiele, und darum lachte sie. Er aber, der die Todesgefahr kannte, mißverstand ihr Lachen, und er fühlte einen Stich in seinem Herzen, und damit war seine Liebe aus.

Jedoch, er kam ans Land, mit blutigen Händen, die er sich an der Brücke gerissen hatte.

Du sollst meine Hand haben, sagte die Schöne.

Die will ich nicht haben, antwortete der Kapellmeister, kehrte ihr den Rücken und ging.

Das war ein Majestätsverbrechen gegen die Schönheit, und darum mußte er sterben.

Wie es zuging, daß der Kapellmeister seine Stellung verlor, das wissen nur Theaterleute, die sich auf so etwas verstehen. Fest saß er, und es waren zwei Jahre nötig, ihn herab zu schütteln.

Fallen aber tat er; und als sie ihren Wohltäter beiseite geschoben hatte, da triumphierte sie und wurde noch aufgeblasener, so daß man anfing, es zu sehen. Und das Publikum sah unter der Schminke, daß das Herz böse war; darum konnte es nicht mehr durch ihren Gesang gerührt werden, und an ihre Tränen oder ihr Lächeln glaubte es nicht.

Das merkte sie und wurde bitter. Sie regierte das Theater noch; erstickte alle, die emporsprießen wollten, und ließ sie in den Zeitungen niedermachen.

Die Gunst verlor sie, aber die Macht war ihr mehr; und da sie nun reich, mächtig und zufrieden war, so gedieh sie mit dem Leben; und Leute, die gedeihen, werden wenigstens nicht mager, eher haben sie die Neigung, fett zu werden; und sie fing wirklich an etwas korpulent zu werden. Sie fing so langsam und so ernstlich an, daß sie es selbst nicht merkte, bis es zu spät war. Bauz! Abwärts geht es schnell, und diese Fahrt ging mit schwindelnder Schnelligkeit. Aber die Tortur, der sie sich unterwarf, half nicht. Sie hatte den leckersten Tisch in der Stadt, aber mußte hungern, und je mehr sie hungerte, desto fetter wurde sie.

In einem Jahre war sie aus dem Spiel, und ihre Gage wurde herabgesetzt. In zwei Jahren war sie halb vergessen und von Jünge-

ren ersetzt. Im dritten Jahre wurde ihr gekündigt; und da mietete sie eine Bodenkammer.

Das war eine unnatürliche Beleibtheit, sagte der Regisseur zum Souffleur.

Das ist nicht Beleibtheit; das ist Aufgeblasenheit, sagte der Souffleur!

Jetzt saß sie auf der Bodenkammer und sah auf eine große Plantage hinab. Da stand auch eine Tabakscheune, und die hatte sie gern, denn es waren keine Fenster darin, wo die Leute sitzen und sie ansehen konnten. Und dort wohnten Sperlinge unter den Dachpfannen; aber Tabak wurde niemals hineingehängt, weil der dort nicht mehr gepflanzt wurde.

So saß sie den ganzen Sommer und sah ihre Scheune an, sich wundernd, wozu die dienen mochte, denn die Tore waren mit großen Hängeschlössern verschlossen, und niemanden sah man aus und ein gehen.

Daß sie Geheimnisse barg, ahnte sie, aber welcher Art, sollte sie bald sehen.

Es waren von dem vergangenen Ruhme noch einige Strohhalme vorhanden, an denen sie sich festhielt und von denen sie lebte: das waren ihre Glanzrollen, Carmen und Aida, die noch unbesetzt waren, aus Mangel an einer Nachfolgerin; und in der Erinnerung des Publikums lebte ihre Darstellung noch, die ausgezeichnet gewesen war.

Nun denn, es wurde August; die Laternen wurden wieder angesteckt, und die Theater sollten eröffnet werden.

Die Sängerin saß an ihrem Fenster und sah auf die Scheune hinab, die eben rot angestrichen worden und ein Ziegeldach bekommen hatte.

Da kam ein Mann im Kartoffelfelde daher gegangen; und er trug einen großen rostigen Schlüssel. Er öffnete die Scheune und trat ein.

Dann kamen noch zwei Männer, die sie

wieder zu kennen glaubte; und die verschwanden auch in der Scheune.

Jetzt fing es an interessant zu werden.

Nach einer Weile kamen die drei Männer heraus, etwas großes Wunderliches tragend, das einem Bettboden oder einem Wandschirm glich.

Vorm Tore kehrten sie die Schirme um und lehnten sie an die Scheunenwand; und es kam ein Kachelofen zum Vorschein, aber er war gemalt, schlecht gemalt. Darauf kam eine Tür zum Vorschein, die zu einem ländlichen Hause, vielleicht der Hütte eines Jägers, gehörte. Dann kam ein Wald, ein Fenster und eine Bibliothek.

Es waren Theaterdekorationen. Und nach einer Weile erkannte sie den Rosenbusch aus Faust wieder.

Es war das Dekorationsmagazin der Oper, und bei diesem Rosenbusch hatte sie selbst einst gesungen: „Holdes Blümlein".

Weh tat es ihr in dem armen Herzen, als

sie sah, daß Faust gespielt werden sollte, aber einen Trost fand sie: sie hatte nicht die Hauptrolle gesungen, die ja Margarete ist.

Meinetwegen Faust! Aber rühren sie an Carmen oder Aida, dann bin ich tot!

Da saß sie nun und sah, wie sich das Repertoire änderte; und sie wußte vierzehn Tage vor den Zeitungen, was die Oper geben würde. Das war ja immer etwas amüsant! Sie sah den Freischütz hervorziehen, mit der Wolfschlucht und allem; sie sah den Fliegenden Holländer mit dem Schiff und dem Meere; Tannhäuser und Lohengrin und viele andere.

Aber dann kam es eines Tages, denn das Unvermeidliche mußte kommen. Die Männer arbeiteten (der eine hieß Lindquist, erinnerte sie sich, und er hatte die Blockrollen zu bedienen); und dann kam ein spanischer Markt hervor. Die Kulisse stand schief, so daß sie nicht recht sehen konnte, was es war; aber einer von den Männern kippte langsam den Rahmen, und als er ihn auf die Kante legte,

kam die Hinterseite zum Vorschein, die immer häßlich ist. Und da stand mit großen schwarzen Buchstaben, welche sich einer nach dem andern zeigten, langsam, wie um sie zu peinigen; da stand geschrieben, unwiderruflich, deutlich: C a r m e n. Es war Carmen!

Jetzt sterbe ich! sagte die Sängerin.

Aber sie starb nicht, die Arme, nicht einmal, als Aida an die Reihe kam. Doch, ihr Name war ausgelöscht aus der Erinnerung der Menschen, aus dem Fenster der Buchläden, von den Postkarten; und schließlich verschwand auf unbekannte Weise ihr Porträt aus dem Foyer.

Sie konnte nicht verstehen, daß die Menschen so bald vergaßen; das war ganz unerklärlich. Aber sie betrauerte sich selbst, wie man einen Toten betrauert; und die Sängerin, die gefeierte, war ja tot!

Da ging sie eines Tages allein auf einer öden Straße spazieren. Am Ende der Straße war ein Abladeplatz für Kehricht. Sie blieb stehen, ohne weiter an etwas zu denken, aber

sah genug von der Vergänglichkeit, denn auf den Kehrichthaufen lag eine Postkarte, und auf der war ihr Bild als Carmen zu sehen.

Sie ging hastig davon und weinte in ihrem Herzen. Kam in eine Querstraße, wo sie bei dem Fenster einer kleinen Buchhandlung stehen blieb; sie war ja gewohnt, an solchen Fenstern stehen zu bleiben und nachzusehen, ob sie aushing. Aber hier hing sie nicht. Dagegen hing da ein Plakat, auf welchem sie gegen ihren Willen die merkwürdigen Worte las: „Des Herrn Ansicht steht über denen, die Böses tun, auf daß er ihr Gedächtnis austilge von der Erden."

Die Böses tun! Darum war ihr Gedächtnis ausgetilgt worden. So war die Vergeßlichkeit der Menschen zu erklären.

Aber kann Böses nicht wieder gut gemacht werden? Habe ich nicht genug Strafe erlitten? klagte sie.

Und sie ging in den Wald hinaus, wo keine Menschen waren. Wie sie da ging, verzwei-

felnd, zerknirscht, demütig, sah sie einen anderen einsamen Menschen, der vor ihr stehen blieb. Und er fragte mit den Augen, ob er sie begrüßen dürfe.

Das war der Kapellmeister. Aber seine Augen sprachen nicht von Vorwürfen, nicht von demütigendem Mitleid, sondern sie sagten Bewunderung her, Bewunderung und Zärtlichkeit.

Wie schlank und fein du geworden bist, Hanna, sagte sein Mund.

Sie sah sich an, und sie fand, daß es so war. Der Kummer hatte das überflüssige, aufgeblasene Fleisch verbrannt, und sie war schöner als vordem.

Und ebenso jung bist du! Jünger!

Das war das erste gute Wort, das sie seit langen Zeiten gehört hatte; und da es von ihm kam, dem sie so Schlimmes angetan, da sah sie ein, was ein guter Mensch wert war, und das sagte sie.

Hast du deine Stimme noch, Hanna? fragte

der Kapellmeister, der Artigkeiten nicht hören konnte.

Ich weiß nicht! schluchzte sie.

Komm morgen ins Gesangszimmer hinauf ... Ja, in die Oper zu mir, so werden wir hören. Ich bin nämlich dort engagiert ...

Die Sängerin kam; kam wieder und kam wieder in die Höhe.

Das Publikum hatte verziehen und vergessen, das Böse vergessen; und jetzt ist die Sängerin ebenso groß, ja viel größer als früher.

Das war eine erbauliche Geschichte!

Das Märchen vom Sankt Gotthard

Es ist Samstagabend in Göschenen im Kanton Uri, einem der vier Urkantone, Wilhelm Tells und Walter Fürsts Kanton. Auf der nördlichen Seite des Sankt Gotthard, wo die germanische Zunge gesprochen wird, und stille, freundliche Menschen wohnen, die in ihren Angelegenheiten Selbstbestimmungsrecht besitzen, wo der „Heilige Wald" gegen Lawinen und Bergsturz schützt, dort liegt das grünende Dorf an einem Bache, der ein Mühlrad treibt und Forellen enthält.

Jetzt am Samstagabend, wie die Abendglocke Angelus läutet, jetzt versammelt sich das Dorfvolk beim Brunnen unter dem großen Walnußbaum. Da kommt der Postmeister, der Amtmann und der Oberst selbst, alle in Hemdsärmeln und mit Sensen auf der Achsel. Von der Mahd des Tages kommen sie, um die Sensen zu waschen, denn hier ist die Arbeit

geehrt, und selbst getan ist am besten getan. Dann kommen auch die Burschen mit Sensen, und die Mädchen mit den Milchkübeln; zuletzt versammeln sich die Kühe des Ortes von einer Riesenrasse, wo jede Kuh so groß ist wie ein Stier. Fett ist das Land und gesegnet ist es; aber der Wein wächst dort nicht auf der nördlichen Seite des Gotthard, die Olive auch nicht, nicht der Seidenbaum, nicht der üppige Mais. Grünes Gras und goldenes Korn, der hohe Walnußbaum und der fette Mangold, das ist der Jahreswuchs des Landes.

Das Wirtshaus „Zum goldenen Rößli" liegt am Brunnen, unter einer jähen Felswand des Sankt Gotthard; und dort im Garten an einem einzigen langen Tische sitzen sie jetzt nach der Arbeit des Tages, die müden Mäher alle am selben Tische, ohne Rangordnung: Amtmann, Postmeister, Oberst, die Knechte auch; der Fabrikant, der Strohhüte macht, und seine Arbeiter, der kleine Schuhmacher des Dorfes, der Schulmeister und alle die anderen.

Sie plaudern über Saat und Melken; und sie singen zusammen, Lieder, die in einfachen Dreiklängen gleich dem Weidehorn und den Kuhglocken klingen. Sie singen vom Frühling und dessen reinen Freuden, so treuegrün und hoffnungsblau.

Und sie trinken das blonde Bier.

Darauf steht die Jugend auf, um zu spielen, zu ringen und zu springen, denn morgen ist Schützenfest mit Wettkampf und da kommt es darauf an, geschmeidig zu sein.

Und darum wird diesen Abend zeitig Zapfenstreich geblasen, auf daß niemand verschlafen und dösig zu den Festen komme, wo die Ehre des Dorfes auf dem Spiele steht.

Der Sonntag begann mit Glockenklang und Sonnenschein; festlich gekleidete Menschen aus nahliegenden Dörfern versammelten sich, und alle sahen ausgeschlafen und wach aus. Beinahe alle Männer hatten die Sense

gegen die Büchse vertauscht; die Mädchen und die verheirateten Frauen warfen ihnen musternde und ermunternde Blicke zu, denn für Haus und Hof lernten sie schießen; und der Meisterschütze wußte, daß er den Tanz mit der Schönsten eröffnen dürfe.

Jetzt kam ein gewaltiger Leiterwagen, von vier mit Bändern und Blumen bekleideten starken Pferden gezogen; und der ganze Leiterwagen war eine einzige große Laube mit Bänken darin; man sah die Menschen darin nicht, aber man hörte von innen Gesang, schönen hochgestimmten Gesang, vom Schweizerland und Schweizervolk, dem schönsten Lande und dem tapfersten Volke.

Dann kam der Zug der Kinder; sie gingen zu zweien, Hand in Hand, als wären sie gute Freunde, oder kleine Bräute und Bräutigame.

Und als die Glocken klangen, zogen alle nach der Kirche hinauf.

Als aber der Gottesdienst aus war, begann das Fest; und auf der Schießbahn, die sich an

die gewaltige Felswand des Sankt Gotthard lehnte, knallten bald die Schüsse.

Der Sohn des Postmeisters war der Meisterschütze des Dorfes, und es war kein Zweifel, daß er den Preis erringen würde. Er schoß seine Reihe und bekam vier Zwölfen auf sechs Schuß.

Da aber hörte man oben im Berge ein Hallohen und ein Krachen; Steine und Kies rollten den Abhang hinab, und man sah die Fichten im heiligen Schutzwalde schaukeln wie bei einem Sturm. Bald erschien auf einem Felsblock, die Büchse über die Schulter, und mit dem Hute winkend, der wilde Gemsjäger Andrea aus Airolo, dem italienischen Dorfe im Kanton Tessin, auf der anderen Seite des Berges.

Geh nicht in den Wald! riefen alle Schützen.

Andrea verstand nicht.

Geh nicht in den heiligen Wald! der Berg kommt über uns! schrie der Amtmann.

So laßt ihn kommen! antwortete Andrea

und fuhr in rasender Schnelligkeit den Abhang hinunter. Und hier bin ich!

Du kommst zu spät! antwortete der Amtmann.

Noch nie kam ich zu spät! erwiderte Andrea und trat an die Bahn heran, riß das Gewehr sechs Male an die Backe und hatte sechs Zwölfen.

Nun wäre er der Sieger gewesen; aber die Gilde hatte ihre Gesetze, und man liebte das schwarze welsche Volk von der anderen Seite des Berges nicht, wo der Wein wuchs und die Seide gesponnen wurde. Da bestand alte Feindschaft, und Andreas Schüsse konnten nicht gerechnet werden.

Andrea aber trat an die Schönste heran, die des Amtmanns eigene Tochter war, und er bat höflich, den Tanz des Abends mit ihr eröffnen zu dürfen.

Die schöne Gertrud errötete, denn sie hatte ein Auge auf Andrea geworfen; doch sie mußte sein Angebot ablehnen.

Da wurde Andrea finster und sich verbeugend, flüsterte er ihr ins Ohr, das dabei blutrot wurde:

Mein sollst du werden, wenn ich auch zehn Jahre warten muß. Acht Stunden bin ich über den Berg gegangen, um dich zu treffen, darum kam ich zu spät; das nächste Mal aber werde ich zur rechten Zeit kommen, wenn ich auch mitten durch den Berg gehen soll!

Das Fest war aus und der Tanz auch. Alle Schützen saßen vorm Goldenen Rößli, und Andrea war auch dabei; des Postmeisters Rudi aber saß auf dem Hochsitz, weil er der Meisterschütze war, nach den Regeln versteht sich, aber Andrea war es in Wirklichkeit.

Rudi wollte sich necken.

Nun, Andrea, sagte er, du bist ein gewaltiger Jäger; aber du weißt: die Gemse schießen ist nichts, aber sie bekommen, das ist etwas!

Habe ich sie geschossen, so habe ich sie bekommen, antwortete Andrea.

Schön! Nach Barbarossas Ring haben

alle geschossen, aber niemand hat ihn bekommen! erwiderte Rudi.

Was ist Barbarossas Ring? fragte ein Fremder, der noch nicht in Göschenen gewesen war.

Ja, antwortete Rudi, dort kannst du ihn sehen!

Und er zeigte nach der Bergwand hinauf, wo ein großer kupferner Ring an einem Haken hing. Und er fuhr fort:

Kaiser Friedrich Barbarossa pflegte nämlich diesen Weg nach Italien zu gehen; er ging ihn sechs Male und ließ sich krönen, sowohl in Mailand wie in Rom. Und da er damit deutsch-römischer Kaiser wurde, so ließ er auf deutscher Seite diesen Ring am Berge anbringen, zum Zeichen, daß er Deutschland mit Italien getraut habe. Und wenn dieser Ring, sagt die Sage, aus seinem Haken gehoben werden kann, dann ist die Ehe, die nicht glücklich war, gelöst.

Dann will ich sie lösen, sagte Andrea,

wie meine Väter mein armes Land Ticino von den Tyrannen in Schwyz, Uri und Unterwalden erlöst haben.

Bist du nicht Schweizer? fragte der Amtmann streng.

Nein, ich bin Italiener aus der schweizerischen Eidgenossenschaft.

Damit lud er sein Gewehr und legte eine eiserne Kugel hinein. Zielte und schoß!

Der Ring wurde von unten gehoben; und vom Haken gelöst, fiel er hinunter, der Ring des Hohenstaufen, Barbarossas Ring.

Es lebe das freie Italien! rief Andrea und schwang seinen Hut.

Aber niemand antwortete.

Andrea nahm den Ring auf, überreichte ihn dem Amtmann und sagte:

Verwahrt den Ring, als ein Andenken an mich, und an diesen Tag, als Ihr mir Unrecht tatet.

Darauf trat er an Gertrud heran und küßte ihr die Hand. Und dann ging er den

Berg hinauf und verschwand; erschien wieder und verschwand in einer Wolke. Aber nach einer Weile war er wieder zu sehen, weiter oben. Es war nicht er, denn es war sein Riesenschatten auf der Wolke; und er stand da, die Faust drohend über das deutsche Dorf erhebend.

Das war der Satan selbst! sagte der Oberst.

Nein, das war ein Italiener! sagte der Postmeister.

Da es spät am Abend ist, sagte der Amtmann, will ich ein Regierungsgeheimnis erzählen, das morgen in der Zeitung steht.

Hört! Hört!

Ja, man telegraphiert, nachdem der Kaiser der Franzosen bei Sedan gefangen worden, hätten die Italiener die französischen Truppen aus Rom verjagt; und Viktor Emanuel ziehe in diesem Augenblick auf die Hauptstadt.

Das ist eine große Neuigkeit. Dann ist es mit den römischen Promenaden der Deutschen aus.

Das wußte Andrea wohl, da er ein großes Maul hatte!

Er muß noch mehr gewußt haben! sagte der Amtmann.

Was denn? Was denn?

Werden sehen! Werden sehen!

Und sie sahen.

Eines Tages sahen sie fremde Herren mit ihren Instrumenten kommen und den Berg begucken; und es sah aus, als hätten sie nach Barbarossas Ring geguckt, denn gerade dahin richteten sie das Fernglas. Und sie guckten nach dem Kompaß, als wüßten sie nicht, wo Norden und Süden liegt.

Und dann war ein großes Essen im Goldenen Rößli, bei dem der Amtmann auch war. Da wurde beim Dessert von Millionen und Millionen gesprochen.

Einige Zeit später sahen sie, wie das Goldene Rößli niedergerissen wurde; wie die Kir-

che fortgetragen, Stück für Stück, und eine Strecke davon wieder aufgebaut wurde; sie sahen, wie das halbe Dorf rasiert; wie Kasernen errichtet wurden, wie der Bach seinen Lauf änderte und das Mühlrad fortgenommen, die Fabrik geschlossen, das Vieh verkauft wurde.

Und dann kamen dreitausend schwarze Arbeiter, die italienisch sprachen.

Da verstummten die schönen Lieder vom alten Schweizerland und den reinen Freuden des Frühlings.

Statt dessen hörte man Tag und Nacht ein Klopfen; und wo Barbarossas Ring gesessen hatte, wurde ein Bergbohrer eingetrieben; und dann begann das Schießen, denn da sollte der Tunnel durch den Berg.

Es war jetzt, wie man wußte, nicht so schwer, ein Loch durch die Klippe zu machen; es sollten aber zwei Löcher gesprengt werden, eins von jeder Seite; und die beiden Löcher sollten einander treffen, genau wie ein Nagel,

und daran glaubte niemand, denn es war eine und eine halbe Meile zu sprengen. Eine und eine halbe Meile!

Wie, wenn sie sich nicht treffen? Dann müssen sie von neuem beginnen.

Aber der Oberingenieur hatte gesagt: sie werden sich treffen.

Und Andrea von der italienischen Seite, er glaubte an den Oberingenieur; denn er war selbst ein treffsicherer Kerl, wie wir wissen. Darum trat er in die Arbeiterschar ein und wurde erster Mann.

Das war eine Arbeit, die Andrea paßte. Das Licht der Sonne, die grünen Matten und die weißen Alpen bekam er nicht mehr zu sehen; aber er glaubte sich einen eigenen Weg zu Gertrud zu sprengen, den Weg durch den Berg, den er in einem prahlerischen Augenblick zu kommen gelobt hatte.

Acht Jahre stand er in der Dunkelheit und führte ein Hundeleben. Nackend stand er meist, denn es herrschte da eine Wärme von dreißig

Grad. Bald stießen sie auf die Quelle eines Flusses, und dann lebte er im Wasser; bald trafen sie ein Lehmlager, und dann lebte er in Schmutz. Fast immer war die Luft verdorben, und die Kameraden stürzten; aber es kamen neue. Schließlich stürzte Andrea auch, und er wurde ins Krankenhaus gebracht. Da hatte er die Vorstellung, die beiden Tunnel würden sich niemals treffen, und das quälte ihn am meisten. Sich niemals treffen!

Es lagen auch Leute aus Uri im Saale und phantasierten; ihre ständige Frage in fieberfreien Augenblicken war:

Glaubt ihr, daß wir uns treffen werden?

Ja, niemals hatten Tessiner und Urileute so danach verlangt, einander zu treffen, wie hier unten im Berge. Sie wußten, wenn sie sich trafen, würde tausendjährige Feindschaft aufhören und die Versöhnten einander in die Arme fallen.

Andrea wurde gesund und kam wieder in Gang. Er machte 1875 den Streik mit; warf

einen Stein, wurde ins Loch gesteckt, aber kam wieder heraus.

Im Jahre 1877 brannte Airolo, sein Geburtsdorf, ab.

Jetzt habe ich meine Schiffe hinter mir verbrannt; und jetzt muß ich vorwärts, sagte er.

Im Jahre 1879 wurde der 19. Juli ein Tag der Trauer. Der Oberingenieur für den ganzen Tunnel war in den Berg hineingegangen, um zu messen und zu rechnen; und wie er da stand, traf ihn der Schlag und er starb! Mitten auf der Bahn! Da hätte er sein Grab bekommen sollen, wie ein Pharao, in der größten Steinpyramide, die es gibt; und sein Name, Favre, hätte da eingeritzt werden sollen.

Indessen: die Jahre vergingen. Andrea sammelte Geld, Erfahrung und Kraft. Göschenen besuchte er nie; aber einmal im Jahre ging er nach dem Heiligen Wald und sah sich die Verwüstung an, wie er es nannte.

Er sah Gertrud nie, schrieb nicht an sie; das brauchte er nicht, denn er lebte mit ihr in

seinen Gedanken, und er fühlte, daß er ihren Willen bekommen hatte.

Im siebenten Jahre starb der Amtmann, in Armut.

Welches Glück, daß er arm war! dachte Andrea; und so haben nicht alle Schwiegersöhne gedacht.

Im achten Jahre geschah etwas Merkwürdiges. Andrea stand als erster Mann tief im italienischen Tunnel und schlug auf seinen Bohrer. Die Luft war knapp und erstickend, so daß er Ohrensausen hatte. Da hörte er ein Ticken, das dem Laute des Holzwurms glich, der Totenuhr genannt wird.

Ist meine letzte Stunde gekommen? dachte er laut.

Deine letzte Stunde! antwortete etwas in ihm, oder außer ihm. Und er erschrak.

Am folgenden Tage hörte er wiederum das Ticken, aber deutlicher, so daß er glaubte, es sei die Uhr, die er trug.

Aber den Tag darauf, der ein Festtag war,

hörte er nichts; und jetzt glaubte er, es sei nur das Ohr; und da wurde ihm bange, und er ging in die Messe; und in stillen Gedanken klagte er über die Unbeständigkeit des Lebens. Die Hoffnung hatte ihn getäuscht, die Hoffnung, den großen Tag zu erleben, die Hoffnung, den ausgesetzten großen Preis zu erhalten für den ersten Bohrer, der durch die Wand ging, die Hoffnung, Gertrud zu bekommen.

Am Montag stand er jedoch wiederum am weitesten vorn mit seinem Bohrer, aber verzagt; denn er glaubte nicht mehr, daß sie die Deutschen im Berge treffen würden.

Er schlug und schlug, aber ohne Hast, wie sein geschwächtes Herz nach der Tunnelkrankheit schlug. Da hörte er auf einmal etwas wie einen Schuß und ein gewaltiges Krachen, aber innen im Berge, auf der anderen Seite.

Und nun ging ihm ein Licht auf: sie hatten sich getroffen.

Zuerst fiel er auf die Kniee und dankte Gott; dann erhob er sich und fing an zu schlagen. Er

schlug Frühstück über, Mittag über, Rastzeiten und Abendbrot über. Er schlug mit dem linken Arm, wenn der rechte einschlief. Dabei dachte er an den Oberingenieur, der mitten vor der Wand gestürzt war; und er sang das Lied der drei Männer im feurigen Ofen, denn die Luft brannte gleichsam um ihn, während das Wasser von der Stirn troff und die Füße im Lehm standen.

Schlag sieben, am 29. Februar 1880, fiel er vornüber gegen den Bohrer, der mitten durch die Bergwand flog.

Ein schallendes Hurrah von der anderen Seite weckte ihn, und er verstand, verstand, daß sie sich getroffen hatten, daß die letzte Stunde seiner Mühen gekommen, und daß er Besitzer von zehntausend Lire war.

Da, nach einem kurzen Seufzer an den Allerbarmer, legte er den Mund ans Bohrloch, flüsterte, so daß es niemand hörte: „Gertrud"; und darauf brachte er ein neunfaches Hurrah auf die Deutschen aus.

Um elf Uhr nachts hörte man ein schallendes „Aufgepaßt!“ von der italienischen Seite, und mit einem Gekrach wie von Belagerungskanonen stürzte die Wand ein. Deutsche und Italiener fielen sich in die Arme und weinten, die Italiener küßten sich, und alle fielen auf die Kniee, ein Te Deum laudamus singend.

Es war ein großer Augenblick; und es war 1880, dasselbe Jahr, in dem Stanley mit Afrika fertig wurde und Nordenskold mit der Vegafahrt.

Als der Lobgesang auf den Ewigen verstummt war, trat ein Arbeiter von der deutschen Seite hervor und reichte den Italienern ein zierlich gesetztes Pergament. Es war eine Ehren- und Gedenkschrift auf den Oberingenieur, Louis Favre.

Er sollte zuerst den Tunnel passieren, und Andrea sollte sein Ehrengedächtnis und seinen Namen auf dem kleinen Arbeitszuge nach Airolo führen.

Und das tat Andrea getreulich, auf einem Schiebewagen vor der Lokomotive sitzend.

Das war ein großer Tag! Und die Nacht war nicht kleiner.

Es wurde Wein in Airolo getrunken, italienischer Wein; und es wurde Feuerwerk abgebrannt. Es wurden Reden gehalten, auf Louis Favre, Stanley und Nordenskjöld; es wurde eine Rede auf den Sankt Gotthard gehalten, den geheimnisvollen Bergstock, der Jahrtausende eine Scheidewand zwischen Deutschland und Italien, zwischen Nord und Süd gewesen war. Ja, allerdings ein Sonderer, aber auch ein Sammler. Denn der Sankt Gotthard hat dagestanden und sein Wasser ehrlich geteilt zwischen dem deutschen Rhein wie der französischen Rhone, der Nordsee wie dem Mittelmeer ...

Und dem adriatischen, unterbrach ein Tessiner. Bitte vergessen Sie den Ticino nicht, der Italiens größten Fluß, den gewaltigen Po, speist.

Bravo! Besser! Es lebe der Sankt Gotthard, das große Deutschland, das freie Italien und das neue Frankreich!

Es war eine große Nacht, auf einen großen Tag!

Am folgenden Morgen stand Andrea auf dem Ingenieurkontor. Er war in seine italienische Jägertracht gekleidet, hatte eine Feder am Hut, eine Büchse auf der Achsel und ein Ränzel auf dem Rücken; war weiß im Gesicht und an den Händen.

So, du bist jetzt zufrieden mit dem Tunnel, sagte der Kasseningenieur, oder der Geldmann, wie sie ihn nannten. Nun, das kann dir niemand verdenken, und es ist ja auch nur noch Maurerarbeit übrig. Also die Abrechnung!

Der Geldmann schlug ein Buch auf, schrieb einen Zettel und zählte zehntausend Lire in Gold auf.

Andrea schrieb sein Zeichen, steckte das Gold ins Ränzel und ging.

Er warf sich auf einen Arbeiterzug; und in zehn Minuten war er bei der gefallenen Scheidewand.

Feuer brannten im Berge auf beiden Seiten gegen die Lichtscheine, die Arbeiter hurrahten auf Andrea und schwenkten die Mützen. Es war herrlich!

In zehn Minuten wieder war er auf der deutschen Seite. Als er aber das Tageslicht in der Oeffnung sah, hielt der Zug und er stieg aus.

So ging er dem grünen Licht entgegen und sah das Dorf wieder, Sonnenlicht und Grün; und das Dorf lag da, neu aufgebaut, strahlend, schöner als früher. Und als er hinkam, grüßten die Arbeiter ihren ersten Mann.

Geradeaus auf ein kleines Haus lenkte er seine Schritte; und unter einem Walnußbaum neben den Bienenkörben stand Gertrud, still, schöner, milder, ganz als hätte sie dagestanden und auf ihn gewartet, acht Jahre lang.

Jetzt komme ich, sagte er; so wie ich kommen wollte! — Folgst du mir in mein Land?

Ich folge dir, wohin du willst.

Den Ring hast du bereits; ist er noch da?

Er ist noch da!

Dann gehen wir sofort! — Nein, nicht umkehren; nichts darfst du mitnehmen!

Und sie gingen Hand in Hand! Aber sie gingen nicht durch den Tunnel.

Auf den Berg hinauf! sagte Andrea, und lenkte in den alten Paßweg ein. Durchs Dunkel ging mein Weg zu dir; jetzt will ich in Licht leben mit dir, für dich!

Jubal ohne Ich

Es war einmal ein König, der hieß Johann ohne Land, und den Grund davon kann man sich denken. Aber ein ander Mal war es ein großer Sänger, der Jubal ohne Ich genannt wurde, und den Grund davon sollt ihr jetzt hören.

Klang war sein Name, den er von seinem Vater, dem Soldaten, bekommen hatte, und es war Musik in dem Namen. Aber er hatte auch von der Natur einen starken Willen erhalten, der ihm wie eine Eisenstange im Rücken saß, und das ist eine große Gabe, die man in den Kämpfen des Lebens gebrauchen kann. Als Kind bereits, als er zu sprechen anfing, sagte er nicht wie andere kleine Jungen „er", wenn er von sich selber sprach, sondern er nannte sich sofort „ich".

Du hast kein Ich! sagten die Alten.

Als er älter wurde, drückte er seinen Wunsch mit „ich will" aus. Aber da bekam er zu hören:

Du hast keinen Willen, und dein Wille wächst im Walde.

Das war nun unverständig vom Soldaten, aber er verstand es nicht besser, denn er war Soldat und hatte gelernt, nur zu wollen, was der Befehl wollte.

Jung Klang fand es sonderbar, „daß er keinen Willen hatte", obgleich er einen so starken besaß, aber das mußte hingehen.

Als er erwachsen war, fragte der Vater eines Tages: Was willst du werden?

Das wußte der Junge nicht, und er hatte zu wollen aufgehört, weil es verboten war. Er hatte allerdings eine Sehnsucht nach der Musik, das aber wagte er nicht zu sagen, denn dann glaubte er, würde man es zu hindern wissen. Darum antwortete er als gehorsamer Sohn:

Ich will nichts.

Dann sollst du Weinzapfer werden! sagte der Vater.

Ob es nun darum war, daß der Vater

einen Weinzapfer kannte, oder weil der Wein eine besondere Anziehungskraft auf ihn ausübte, das kann man nicht sagen. Genug, jung Klang wurde in einen Weinkeller gesteckt, und da fuhr er nicht schlecht.

Es roch so gut nach rotem Lack und französischem Wein, da unten, und es waren große gewölbte Räume wie Kirchen. Wenn er am Fasse saß und der rote Wein rann, wurde er froh im Herzen und begann zu singen, leise erst, allerhand Weisen, die er gehört hatte.

Sein Chef, der in Wein lebte, liebte Gesang und Freude und ließ den Jüngling gewähren, es klang so gut unter den Gewölben. Und wenn er „Im tiefen Keller sitz' ich hier" anstimmte, da kamen Kunden herunter, und das liebte der Chef.

Da kam eines schönen Tages ein Handlungsreisender, der früher Theatersänger gewesen war; und als der Klang hörte, war er so entzückt, daß er den Klang zu einem Schmaus für den Abend einlud.

Und sie spielten Kegel, sie aßen Krebse mit Dill, sie tranken Punsch, und sie sangen vor allem.

Zwischen Glas und Wand und als sie Brüderschaft getrunken hatten, sagte der Handlungsreisende:

Warum gehst du nicht zum Theater?

Ich? antwortete Klang; wie kann ich das?

Du mußt sagen: ich will! so kannst du.

Das war eine neue Lehre, denn, seit er drei Jahre gewesen, hatte der junge Klang nicht die Worte „ich“ und „will“ gebraucht. Jetzt durfte er weder wollen noch wünschen, und er bat, man möge ihn nicht mehr in Versuchung führen.

Aber der Handlungsreisende kam wieder, viele Male, und hatte einen großen Sänger bei sich. Die Versuchung wurde zu stark; und der Klang faßt eines Abends den Entschluß, als ihm ein wirklicher Professor Beifall klatschte.

So nahm er Abschied von dem Chef, und

bei einem Glase dankte er seinem Freunde, dem Handlungsreisenden, der ihm Selbstvertrauen und Willen wiedergegeben hatte; „den Willen, diese Eisenstange im Rücken, die den Menschen aufrecht erhält, daß er nicht auf alle Viere niedersinkt.“ Und niemals würde er seinen Freund vergessen, der ihn an sich selbst glauben gelehrt.

Dann ging er, von Vater und Mutter Abschied zu nehmen.

Ich will Sänger werden! sagte er, daß es in der Stube klang.

Der Vater guckte nach der Karbatsche, und die Mutter weinte; aber es half nichts.

Verliere dich selbst nicht, mein Sohn! war das letzte Wort der Mutter.

Jung Klang bekam Geld, um in ein fremdes Land zu gehen. Dort lernte er richtig nach den Regeln singen, und wurde in einigen Jahren ein großer, großer Sänger. Verdiente

Geld und erhielt einen eigenen Direktor, der ihn in Scene setzte.

Jetzt blühte der Freund Klang, und er konnte sowohl ich will wie ich befehle sagen. Sein Ich wuchs ganz unnatürlich, und er duldete keine anderen Ichs in seiner Nähe. Er versagte sich nichts, und er verleugnete sich auch nicht. Aber jetzt, als er wieder nach seinem Lande zurück sollte, lehrte ihn der Direktor, man könne unmöglich Klang heißen, wenn man ein großer Sänger sei; er müsse einen stilvollen Namen annehmen, am besten einen ausländischen, denn das sei jetzt Brauch.

„Der Große" hatte einen Kampf mit sich selbst; seinen Namen ändern, war ja nicht sehr hübsch; das erinnerte an Verleugnen von Vater und Mutter, und konnte schlecht aussehen.

Aber, da es der Brauch war, so mochte es hingehen.

Er suchte in der Bibel, um den rechten Namen zu finden, denn dort standen sie.

Und als er auf Jubal stieß, „den Sohn Lamechs, der allerhand Spiele erfand", da nahm er den. Das war ein guter Name und er bedeutete Posaune auf hebräisch. Da der Direktor ein Engländer war, so wünschte er, Klang solle sich Mister nennen, und das tat er. Mister Jubal, also.

Das alles war ja recht unschuldig, da es so der Brauch war, aber wunderlich war es jedenfalls: mit dem neuen Namen wurde Klang ein anderer Mensch. Die alte Vergangenheit war gleichsam ausgetilgt; und Mister Jubal fühlte sich als geborenen Engländer, sprach mit Accent, ließ sich einen Backenbart stehen und trug hohe Kragen; ja, die karierten Kleider wuchsen gleich der Rinde am Baume von selbst; er wurde stramm und grüßte mit einem Auge; drehte sich niemals um, wenn ein Bekannter ihn auf der Straße anrief, und er stand immer mitten im Straßenbahnwagen.

Er kannte sich selbst kaum wieder!

Er war nun wieder daheim in seinem Lande und war ein großer Sänger an der Oper. Er spielte Könige und Propheten, Freiheitshelden und Dämonen; und wenn er eine Rolle zu üben hatte, war er ein so guter Spieler, daß er glaubte, er sei der, den er vorstellte.

Eines Tages ging er über die Straße und war ein Dämon irgendwo, aber er war auch Mister Jubal. Da hörte er jemand hinter sich „Klang!“ rufen. Er drehte sich natürlich nicht um, denn das tut ein Engländer nicht, und übrigens hieß er ja nicht mehr Klang.

Aber es wurde noch einmal „Klang“ gerufen. Und dann stand sein Freund, der Handlungsreisende, vor ihm, mit prüfenden Blicken, und scheu und freundlich fragend:

Sind Sie nicht Klang?

Mister Jubal wurde von Dämonie befallen; alle Zähne zeigend und mit offenem Rachen, als nehme er einen Brustton aus einer der Höhlungen des Craniums, brüllte er ein kurzes: „Nein!“

Da erkannte der Freund ihn wieder, und ging seiner Wege. Er war ein aufgeklärter Mann, kannte das Leben und die Menschen und sich selbst auswendig, und er war darum weder traurig noch erstaunt.

Aber Mister Jubal glaubte das; und als er diese Worte in sich hörte: „Ehe der Hahn drei Male kräht, wirst du mich verleugnen", tat er wie Petrus: er ging in einen Torweg und weinte bitterlich. Das tat er selbst, in seinen Gedanken, aber der Dämon in seinem Herzen lachte.

Seit dem Tage lachte er meist; über Böses und Gutes, über Kummer und Schande, über alles und alle.

Sein Vater und seine Mutter wußten wohl aus den Blättern, wer Mister Jubal war, aber sie gingen niemals in die Oper, denn sie glaubten, es sei etwas mit Reifen und Pferden, und dabei wollten sie ihren Sohn nicht sehen.

Mister Jubal war jetzt der größte große

Sänger, und er hatte allerdings einen großen Teil von seinem Ich abgelegt, aber den Willen hatte er noch.

Da kam sein Tag! Es war ein kleines Mädchen beim Ballet, das Männer verzaubern konnte, und Jubal wurde auch verzaubert. So sehr verzaubert, daß er fragte, ob er der Ihre werden dürfe ... (Er meinte natürlich, ob sie die Seine werden wolle, aber so darf man nicht sprechen.)

Du sollst mein werden, sagte die Zauberin, wenn ich darf ...

Du darfst alles! antwortete Jubal.

Das Mädchen nahm ihn beim Wort, und sie verheirateten sich. Zuerst lehrte er sie singen und spielen; und dann bekam sie alles, was sie wollte. Aber da sie eine Zauberin war, wollte sie alles, was er nicht wollte, und so allmählich hatte sie seinen Willen in ihrer Tasche.

Eines schönen Tages war Mistreß Jubal eine große Sängerin; und zwar so groß: wenn

das Publikum Jubal hervorrief, so meinte es die Frau und nicht den Mann.

Jubal wollte sich wieder in die Höhe arbeiten; es aber auf Kosten seiner Frau tun, das wollte er nicht, und darum konnte er nicht.

Er fing an ausgelöscht und vergessen zu werden.

Der glänzende Kreis von Freunden, den Mister Jubal in seinem Junggesellenheim versammelt hatte, versammelte sich jetzt in seinem Heim um Frau Jubal, die nur Jubal genannt wurde.

Niemand sah nach dem Mister, niemand trank mit ihm, und versuchte er zu sprechen, hörte niemand auf ihn; es war, als sei er nicht vorhanden, und seine Frau wurde behandelt, als wäre sie nicht verheiratet.

Da wurde Mister Jubal einsam und einsam ging er ins Café.

Eines Abends kam er hinein, um Gesellschaft zu suchen. War auch bereit, fürlieb zu nehmen, wenn es nur ein Mensch war.

Da sah er seinen alten Freund, den Handlungsreisenden, einsam dasitzen und sich langweilen; und er dachte: „da habe ich einen Menschen im alten Lundberg“; und er trat an den Tisch heran und grüßte. Aber da verwandelte sich das Gesicht des Freundes so unheimlich, daß Jubal fragen mußte: Bist du nicht Lundberg?

Doch!

Kennst du mich nicht? Jubal!

Nein!

Kennst du nicht Klang, deinen alten Freund?

Nein! Er ist längst tot.

Da verstand Jubal, daß er in gewisser Weise tot sei, und er ging hinaus.

Am Tage darauf nahm er Abschied von der Oper und wurde Gesanglehrer mit dem Titel eines Professors.

Dann reiste er nach fremden Ländern und blieb viele Jahre dort.

Die Trauer, er betrauerte sich selbst wie

einen Toten, und der Gram ließen ihn früh altern.

Das war ihm aber lieb, denn dann dauerte es nicht mehr lange. Doch alterte er nicht so schnell wie er wollte, und darum schaffte er sich eine weiße Perücke mit langen Locken an. Und in der gedieh er, denn sie machte ihn unkenntlich, auch vor sich selbst.

Mit langen Schritten und die Hände auf dem Rücken ging er die Trottoirs hinunter und sann; man glaubte, er suche jemand oder erwarte jemand. Begegnete jemand seinen Augen, so bemerkte er keinen Blick darin; versuchte jemand seine Bekanntschaft zu machen, so sprach er nur von Sachen und Dingen. Und er sagte niemals „ich", niemals „ich finde", sondern „es scheint". Er hatte sein Ich verloren, und das entdeckte er erst eines Tages, als er sich rasieren wollte. Er hatte sich eingeseift und wollte vorm Spiegel mit dem Messer beginnen. Er sah und sah das Zimmer hinter sich, aber sein Gesicht sah er nicht. Da ver-

stand er, wie es bestellt war. Und er wurde von einem heftigen Verlangen ergriffen, sein Ich wiederzufinden. Den besten Teil hatte er seiner Frau gegeben, die seinen Willen bekommen hatte, und er beschloß, sie aufzusuchen.

Als er wieder in sein Land kam und in seiner weißen Perücke durch die Straßen der Stadt ging, erkannte ihn niemand. Aber ein Musiker, der in Italien gewesen war, sagte auf der Straße laut:

Das ist ein Maëstro.

Und sofort hatte Jubal das Gefühl, er sei ein großer Komponist. Er kaufte sich Notenpapier und fing an, eine Partitur zu schreiben, das heißt, er schrieb eine Menge langer und kurzer Noten auf die Linien, einige für die Geigen versteht sich, andere für die Holzbläser und den Rest fürs Messing. Darauf schickte er sie dem Konservatorium ein. Aber niemand konnte es spielen, denn es war nichts, nur Noten.

Da ging er eines Tages über die Straße und begegnete einem Maler, der in Paris gewesen war. „Da geht ein Modell", sagte der Maler. Das hörte Jubal, und er glaubte sofort, er sei ein Modell; denn er glaubte alles, was man von ihm sagte, weil er nicht wußte, wer oder was er war.

Als ihm dann seine Frau in den Sinn kam, beschloß er, sie aufzusuchen. Das tat er auch, aber sie hatte sich wieder verheiratet, mit einem Baron, und war weit fortgereist.

Da wurde er des Suchens müde; und wie alle müden Männer, bekam er eine Sehnsucht nach dem Ursprung seiner Tage, nach seiner Mutter. Er wußte, daß sie als Witwe in einem Häuschen oben in den Bergen saß, und dahin ging er.

Kennst du mich wieder? fragte er.

Wie heißt du? fragte die Mutter.

Wie dein Sohn heißt, weißt du das nicht?

Mein Sohn hieß Klang, aber du heißt Jubal, und den kenne ich nicht.

Sie verleugnet mich!

Wie du dich selbst und deine Mutter verleugnet hast.

Warum nahmt ihr mir den Willen, als ich ein Kind war?

Deinen Willen gabst du einem Weibe.

Ich mußte, sonst hätte ich sie nicht bekommen. Aber warum sagtet Ihr, ich hätte keinen Willen?

Ja, das war Vater, liebes Kind, und er verstand es nicht besser. Verzeih ihm jetzt, denn er ist tot. Uebrigens sollen Kinder keinen Willen haben, aber erwachsene Männer sollen einen haben.

Daß du das so gut entwirren konntest, Mutter! Kinder sollen keinen haben, aber Erwachsene.

Höre, Gustav, sagte seine Mutter; Gustav Klang ...

Das waren seine beiden Namen, und als er die hörte, wurde er wieder er selbst. Alle Rollen, Könige und Dämonen, der Maëstro

und das Modell rannten ihrer Wege und er war nur der Sohn seiner Mutter.

Da legte er seinen Kopf auf ihre Kniee und sagte:

Jetzt will ich sterben! Ich will sterben!

Anders war am Wettersee geboren und war in seiner Jugend mit dem Ellenstock und dem Zeugballen durchs Land und Reich marschiert. Aber eines Tages fand er, es sei besser, mit einem Gewehr zu marschieren und die Kleider der Krone abzutragen und darum ließ er sich anwerben. So geschah es, daß er einmal nach Stockholm zum Bewachungsdienst kommandiert wurde.

Unser Freund Kask, so hieß er jetzt nach seinem Helm, erhielt eines Tages Urlaub; und folglich wollte er nach der „Schanze" gehen. Als er aber ans Tor kam, hatte er keinen Fünfziger und mußte also draußen bleiben. Er guckte sich lange das Staket an und dachte: ich gehe wohl herum; es findet sich immer ein Ueberstieg; im Notfall entere ich.

Die Sonne war im Untergehen, als er der Seekimme folgte und an der Bergwand entlang strich; das Staket aber war hoch oben

in der Luft zu sehen, und von drinnen war Gesang und Musik zu hören. Kask ging und ging, rings herum, rings herum, sah aber keinen Ueberstieg, und das Staket verschwand im Nußwalde. Als er müde wurde, ließ er sich auf der Anhöhe nieder und knackte Nüsse.

Da kam ein Eichhörnchen und streckte den Schwanz in die Höhe:

Laß meine Nüsse sein! sagte es.

Ja, wenn du mich zum Ueberstieg weisest, sagte Kask.

Ein Stück Weges, antwortete das Eichhörnchen.

Und es hüpfte voran und der Soldat nach. Dann war es fort.

Da kam ein Igel im Laube angeraschelt.

Folg mir, sagte er, dann wirst du den Ueberstieg sehen!

Geh mit, sagte das Stachelschwein! Nein danke!

Aber der Igel begleitete ihn doch.

Dann kam die Natter. Die war fein;

die konnte mit der Zunge lispeln und sich krümmen.

Folg mir, sagte sie, so wirsd du den Uebersdieg sehen!

Ich folge, sagte Kask.

Aber du mußd phein sein; du mußd nichd auph mich dreden. Ich liebe das Pheine.

So'n feiner Kerl ist ja ein Soldat nicht, sagte der Kask, aber ich habe doch nicht die großen Stiefel an.

Tritt drauf, sagte der Igel, sonst beißt sie dich so fein!

Indem hob sich die Natter auf dem Halsrüst und schlängelte davon.

Halt! sagte der Igel und rückte der Schlange auf den Leib. Ich bin nicht so fein, aber ich zeige meine Stacheln, ich.

Dann machte er der Schlange den Garaus und verschwand.

Jetzt stand der Soldat allein im Walde und bereute, den stachligen Igel verschmäht zu haben.

Es war dunkel geworden, aber der Halbmond erschien zwischen dem Birkenlaub, und es war ganz still.

Da glaubte der Soldat eine große gelbe Hand zu sehen, die hin und her winkte. Er ging hin und sah, daß es ein Ahornblatt war, welches so mit den Fingern zu gestikulieren pflegt, ohne daß man weiß, was es meint.

Wie er dastand und guckte, hörte er eine Espe zittern:

Hu, ich friere, sagte die Espe, denn ich habe nasse Füße bekommen; und ich bin so bange.

Wovor bist du bange? fragte der Soldat.

Ja, es sitzt ein Zwerg im Berge.

Da verstand der Soldat, was der Ahorn gemeint hatte, und er sah wirklich einen Zwerg im Berge sitzen und Grütze kochen.

Was bist du für einer? fragte der Zwerg.

Ich bin Soldat, wo bist du her?

Ich bin im Olleberg, ich, sagte der Zwerg.

Aber der Olleberg liegt ja in Westgotland, antwortete der Soldat.

Wir haben ihn jetzt hierher versetzt! sagte der Zwerg.

Das lügst du, antwortete der Soldat, kriegte den Topfschwanz zu fassen und warf die Grütze ins Feuer.

Jetzt wollen wir uns das Mauseloch ansehen, sagte er und ging in den Berg hinein.

Da saß der Riese bei einem großen Feuer und glühte eine Eisenstange.

Guten Tag, guten Tag, sagte der Soldat und reichte ihm die Hand.

Guten Tag auch! antwortete der Riese und gab ihm die Eisenstange, so rot sie war.

Kask nahm das Eisen und drückte es so, daß es zischte.

Du bist warm an den Händen, du! Wie heißest du?

Ich heiße Riese Schwede, sagte der Troll.

Das war ein schwedischer Handschlag, und nun verstehe ich, daß ich im Olleberg bin. Schlafen vielleicht die Goldhelme da noch?

Still! Still! Still! sagte der Riese und drohte mit der Feuerstange.

Du sollst sie sehen, weil du Soldat bist; aber du mußt erst mein Rätsel lösen, meinte der Riese.

Willst du dich mit einem Landsmann herumbeißen, so tu's! Aber leg erst die Feuergabel fort.

Ja, Kask, du mußt die schwedische Geschichte hersagen, während ich einen Pfeifenkopf rauche, dann sollst du nachher die Goldhelme sehen; die ganze schwedische Geschichte.

Das kann ich, obgleich ich kein Obervieh in der Korporalschule war. — Aber ich muß sie mir erst ins Gedächtnis zurückrufen.

Aber da ist eine Bedingung: du darfst nicht den Namen eines Königs nennen, dann werden sie drinnen böse; und wenn sie böse werden, dann, weißt du ...

Das ist sehr schwer, aber steck nur die Pfeife an, so beginne ich. Hier hast du Feuer!

Der Soldat kratzte sich eine Weile den Kopf; darauf fing er an:

Eins, zwei, drei! Anno 1161 und da herum entstand Schweden; ein Reich, ein König und ein Erzbischof — ist das genug?

Nein, sagte der Schwede, das ist zu wenig. Noch einmal!

Dann so! — Anno 1359 war das schwedische Volk fertig, denn da trat der Vierständereichstag zusammen, und der dauerte mit Unterbrechungen bis 1866.

Du bist doch Soldat, sagte der Schwede, da wirst du doch ein wenig vom Kriege sprechen.

Es gibt nur zwei Kriege, die etwas zu sagen haben: und die wurden durch zwei Frieden beendigt, den vom Brömsebro 1645, wo wir Herjedalen, Jämtland und Gottland bekamen, und den von Roskilde 1658, als wir Schonen, Halland, Blekinge und Bohuslän kriegten. Und damit ist die schwedische Geschichte fertig.

Aber die Verfassungen?

Ja, wir kriegten die Alleinherrschaft 1680, und die dauerte bis 1718; darauf folgte die Freiheitszeit bis 1789, als die Alleinherrschaft wiederkam. Und dann führte Adlersparre 1809 die Revolution durch und ließ von Hans Järta die Verfassung schreiben, die noch lebt. Jetzt brauchst du nichts mehr zu wissen. — Hast du den Kopf noch nicht ausgeraucht?

Tja! sagte der Riese. Das war nicht so uneben! Und nun sollst du die Goldhelme sehen!

Der Alte erhob sich mit Mühe und ging in den Berg hinein; der Soldat folgte.

Geh leise! sagte der Riese und zeigte auf einen Ritter im Goldhelm, der schlafend an einer Klippentür saß. Aber indem stolperte Kask und schlug mit dem Eisen seines Hackens an einen Stein, so daß die Funken sprühten. Da erwachte der Goldhelm sofort, und so schnell, als hätte er auf Wache geschlafen, rief er:

Ist es schon Zeit?

Noch nicht! antwortete der Riese.

Der Goldhelmritter setzte sich wieder und schlief gleich wieder ein.

Der Riese öffnete die Bergwand; und der Soldat sah einen großen Saal sich öffnen. Ein endloser Tisch erstreckte sich mitten durch den Saal, und in der Halbdämmerung sah man die glänzende Versammlung der Goldhelme in Lehnstühlen sitzen, die goldene Kronen auf der Rücklehne hatten. Am kurzen Ende saß ein Mann, der einen Kopf höher als die anderen war; und sein Bart reichte bis auf die Mitte nieder, wie bei Moses oder Jesaia; und er hatte den Hammer in seiner Hand.

Alle schienen zu schlafen, aber nicht den Schlaf, der nachts die Kräfte zurückbringt, auch nicht den Schlaf, welcher der ewige genannt wird.

Paß jetzt auf, sagte der Riese, du wirst die Feier des Jahrestages hören.

Er drückte auf einen großen Granaten im Bergfelsen, und tausend Flammen entzündeten sich.

Da erwachten die Goldhelme.

Wer da? fragte der Mann mit dem Prophetenbart.

Schwede! antwortete der Riese.

Guter Name! sagte Gustav Eriksson Wasa, denn er war es. Wieviel Zeit ist verstrichen?

An Jahren nach Christi Geburt eintausend neunhundert und drei.

Die Zeit vergeht; seid Ihr auch vorwärts gegangen? Seid Ihr noch ein Land und ein Volk?

Wir sind's! Aber seit Gustav dem Ersten ist das Land gewachsen. Mit Jämtland, Herjedalen und Gottland.

Wer nahm das?

Ja, das geschah unter Königin Christine; aber es waren ihre Vormünder, die es nahmen.

Und dann?

Dann bekamen wir Schonen, Halland, Blekinge und Bohuslän.

Der Taler! Wer nahm denn das?

Karl der Zehnte Gustav.

Nun und dann?

Dann ist nichts mehr!

Das ist alles?

Jetzt klopfte jemand auf den Tisch.

Erich der Heilige verlangt das Wort! sagte Gustav Wasa.

Erich Jedvardsson ist mein Name, und heilig war ich nie. Darf ich Schwede fragen, wo mein Finnland geblieben ist.

Finnland ging an Rußland zurück, auf eigenes Verlangen der Männer des Anjalabundes, und durch den Frieden von Fredrikshamn 1809, als die Finnen dem Zaren huldigten.

Gustav II. Adolf verlangte das Wort.

Wo sind die Ostseeländer? fragte er.

Zurückgenommen vom Eigentümer, antwortete Schwede.

Und der Kaiser, gibt es den noch?

Es gibt zwei Kaiser, einen in Berlin und einen in Wien.

Zwei Habsburger?

Nein, einen Habsburger und einen Hohenzoller, und das nennt man Deutschlands Einheit, sagte Bismarck!

Unbegreiflich! — Und die Katholiken in Norddeutschland, sind die bekehrt?

Nein! die Katholiken bilden die Mehrheit im deutschen Reichstag, und der berliner Kaiser wirkt gegenwärtig auf das Kardinalkollegium ein, um die Papstwahl zu bestimmen.

Gibt es denn noch einen Papst?

Jawohl, den gibt es noch, obgleich eben einer gestorben ist.

Und was will der Brandenburger in Rom?

Das weiß man nicht; einige sagen, er wolle römisch-deutscher Kaiser des evangelischen Bekenntnisses werden.

Ein synkretistischer Kaiser, von dem Johann Georg von Sachsen träumte. Jetzt will ich nichts mehr hören. Die Wege der Vorsehung sind wunderbar, und wir Sterblichen, ja, was sind wir? Staub und Asche!

Carl XII. verlangte das Wort.

Kann Schwede mir sagen, was Polen jetzt ist?

Polen ist nicht mehr. Es ist geteilt!

Geteilt? Und Rußland?

Rußland feierte jüngst die Gründung von Petersburg, und der Bürgermeister von Stockholm ging mit in der Prozession.

Als Gefangener?

Nein, als Geladener. Alle Nationen sind jetzt ein wenig Freunde, und in China hat jüngst ein französisches Armeekorps unter einem deutschen Feldmarschall gestanden.

Das ist köstlich! Ist man jetzt mit seinem Feinde befreundet?

Ja, man ist vom Geiste des Christentums durchdrungen und man hat ein ständiges Friedensgericht im Haag.

Was hat man?

Friedensgericht.

Dann ist meine Zeit aus! Geschehe Gottes Wille!

Der König ließ das Visier des Helms fallen und sprach nicht mehr.

Carl XI. bat ums Wort.

Nun, Schwede, wie steht es mit den Finanzen des alten Schweden?

Das ist schwer zu sagen, denn ich glaube nicht, daß sie die Buchhaltung ordentlich verstehen. Aber eins ist sicher, oder zwei: daß der halbe schwedische Grund und Boden dem Ausland verpfändet ist, mit fast 300 Millionen beliehen.

Oh Herr Gott!

Und die Schulden der Gemeinden erreichen fast 200 Millionen.

200?

Und in den Jahren 1881—1885 wanderten 146 Tausend Schweden aus.

Laß mich nichts mehr hören!

Gustav Wasa schlägt mit dem Hammer auf den Tisch.

Soviel ich verstehe, ist es nicht gut um das

Land bestellt. Dröhnepeter seid Ihr, faule, neidische, sorglose Dröhnepeter; zu träge etwas zu tun, aber schnell es zu hindern. Doch du, Schwede, wie geht es meiner Kirche, und meinen Priestern?

Die Priester der Kirche sind Landwirte und Meier; die Bischöfe haben einen Gehalt von 30 Tausend Kronen und sammeln Geld, ganz wie vor dem Rezeß von Westeros; übrigens sind sie fast alle Ketzer, oder Freidenker, wie wir sagen. Man erwartet wohl eine Art Reformation wieder, was es nun werden wird.

So? So?... Aber was ist das für eine Musik und ein Gesang hier oben?

Das ist die „Schanze"! Das ist ein Berg, auf welchem man alle vaterländischen Erinnerungen gesammelt hat, als mache man im Vorgefühl des Endes sein Testament und lese die Souvenire an die Vergangenheit zusammen. Das zeigt Ehrerbietung den Vätern gegenüber, aber mehr ist es nicht.

Nach dem, was aus diesem Jahrestag hervorgegangen ist, scheinen die Werke und Taten der Vorväter vom Strom der Zeit verschlungen worden zu sein! Eines schwimmt oben, anderes sinkt unter. Hier sitzen wir wie Schatten von uns selbst, und für euch Lebende dürfen wir nichts anderes sein ... Lösch die Lichter!

Der Riese Schwede löschte die Lichter und ging hinaus; ihm auf den Hacken folgte der Soldat, den er in etwas zu steigen bat, das wie ein Bauer aussah.

Wenn du hiervon sprichst, sagte der Riese, so wirst du unglücklich.

Ja, das verstehe ich, antwortete Kask. Aber ich werde's mir merken. — Daß sie das alte Schweden versoffen, und im Auslande verpfändet haben! Das ist jedenfalls schlimm. — Wenn es wahr ist.

Knips! machte es in der Turbine; und der Fahrstuhl ging mit dem Soldaten in die Höhe, nach der Schanze hinauf. Und da stand er

mitten im Sonnenuntergange, just als es im Glockenstuhl läutete und Gustav Wasa seinen Einzug in Stockholm hielt, umgeben von seinen Talmannen.

Blauflügelchen findet den Goldpuder

Der reiche Mann war einmal auf die arme Insel hinausgekommen und hatte sich in sie verliebt. Warum, das konnte der reiche Mann nicht sagen, aber er war entzückt; vielleicht glich diese Insel einer vergessenen Kindheitserinnerung oder einem schönen Traum.

Er kaufte die Insel, baute eine Villa und pflanzte allerhand liebliche Bäume, Sträucher und Blumen. Das Meer lag draußen; eine eigene Landungsbrücke hatte er mit Flaggenstange und weißen Booten; Eichen, so groß wie Kirchen, beschatteten sein Haus, und frische Winde strichen über grünende Wiesen. Er hatte Gattin, Kinder, Diener, Zugtiere; er hatte alles, aber eine Sache fehlte ihm; es war eine Kleinigkeit, aber die wichtigste von allen, und an die hatte er zu denken vergessen: das war das Quellwasser. Es wurden Brunnen gegraben und in den Bergen gesprengt,

aber es kam nur salziges, braunes Wasser. Das wurde filtriert, wurde klar wie Kristall, aber blieb salzig. Da saß die Sorge.

Da kam ein vom Herrn Begnadeter, der in allen seinen Unternehmungen Glück gehabt hatte und einer der berühmtesten Männer der Welt war. Wir erinnern uns, wie er seinen Diamantstab in den Berg stieß und, wie Moses, den Felsen dazu brachte, Wasser zu geben. Jetzt sollte mit dem Diamanten gebohrt werden, wie man andere Berge angebohrt, aus denen allen man Wasser bekommen hatte. Man bohrte hier; für hundert Reichstaler, für tausend, für mehrere tausend, aber man bekam nur Salzwasser. Hier war sichtlich kein Segen; und der reiche Mann merkte es sich genau, daß man nicht alles für Geld bekommen kann, nicht einmal einen Trunk frisches Wasser, wenn es schief geht. Da wurde ihm das Herz schwer, und das Leben lächelte nicht länger.

Der Schulmeister der Insel fing an in alten Büchern zu lesen, und schickte nach einem klu-

gen Greise, der mit einer Wünschelrute kam; die half aber nicht.

Aber der Geistliche war klüger, rief eines Tages die Schulkinder zusammen und setzte eine Belohnung aus für den, der eine Pflanze mit Namen Goldpuder oder Goldkresse, Chrysosplenium auf lateinisch, finden könne, die Quellwasser anzeige.

Sie hat Blüten wie der Frauenmantel und Blätter wie die Mandelblume, welche auch Steinbrech genannt wird. Und es sieht aus, als sei Goldstaub auf den obersten Blättern. Merkt euch das!

Blüten wie der Frauenmantel und Blätter wie die Mandelblume, wiederholten die Kinder; und dann liefen sie in Wald und Feld hinaus, den Goldpuder zu suchen.

Keines von den Kindern fand ihn. Ein kleiner Junge kam allerdings mit der Wolfsmilch heim, die etwas Gold an der Spitze hat; aber die ist giftig, und die war es nicht. Und so wurden sie des Suchens müde.

Doch da war ein kleines Mädchen, das noch nicht in die Schule ging; ihr Vater war Dragoner, besaß einen kleinen Hof, war eher arm als reich. Sein einziger Schatz war die kleine Tochter; und sie wurde im Dorfe mit dem hübschen Namen Blauflügelchen gerufen, weil sie immer in eine himmelblaue Jacke mit weiten Aermeln gekleidet war, die fächelten, wenn sie sich bewegte. Der Blauflügel ist übrigens ein kleiner blauer Schmetterling, der im Hochsommer auf Grashalmen zu sehen ist, und seine Flügel gleichen den Blättern der Flachsblüte; eine fliegende Flachsblüte, die da Fühlhörner hat, wo die Staubfäden sitzen.

Blauflügelchen, das des Dragoners nämlich, war ein ungewöhnliches Kind, sprach so verständig, aber so seltsam, daß niemand wußte, wo sie die Worte her hatte. Alle Menschen hatten sie gern, und die Tiere auch; Hühner und Kälber folgten ihr, und sie wagte sogar den Stier zu streicheln. Sie ging oft allein für sich aus, blieb fort, und kam wieder; wenn

man aber fragte, wo sie gewesen sei, konnte sie's nicht sagen. Dann hatte sie jedoch soviel zu erzählen. Sie hatte ungewöhnliche Dinge gesehen, und sowohl Greise wie Frauen getroffen, die dies und das gesagt hatten. Der Dragoner ließ sie gewähren, denn er glaubte bemerkt zu haben, daß sie jemand hatte, der sie schützte.

Eines Morgens ging Blauflügelchen auf einen Streifzug aus. Durch Wiesen und Hage lenkte sie ihre kleinen Schritte; und sie sang meistens vor sich hin, Lieder, die noch niemand gehört hatte und die ihr von selbst kamen. Die Morgensonne schien so jung, als sei sie neugeboren, die Luft fühlte sich kräftig und ausgeschlafen an, der Tau verdunstete, und dessen frische Feuchtigkeit kühlte das kleine Gesicht ab.

Als sie in den Wald kam, traf sie einen grüngekleideten Alten.

Guten Tag, Blauflügelchen, sagte der Alte.

Ich bin Gärtner auf Sonnenlichtung. Komm mit, du sollst meine Blumen sehen.

Zu große Ehre für mich, antwortete Blauflügelchen.

Nein, denn du hast niemals Pflanzen gequält.

So gingen sie zusammen und kamen an den Strand. Da war eine kleine hübsche Brücke, die auf einen Holm hinausführte, und dahin gingen sie.

Das war ein Garten! In dem war alles, Großes wie Kleines, und es war geordnet wie ein Buch.

Er selbst wohnte in einem Hause, das aus wachsenden immergrünen Bäumen gebaut war, aus Kiefern, Fichten, Wacholdern, mit dem Reisig daran; der Boden war aus wachsenden immergrünen Büschen und Pflanzen gelegt. Moose und Flechten wuchsen in den Bodenspalten, um dicht zu halten; Felsensträucher, Mehlbeeren, Linnäen bildeten die Dielen. Das Dach bestand aus Schlingge-

wächsen: aus wildem Wein, Kaprifolium, Epheu; und es war so dicht, daß nicht ein Tropfen Regen durchkam. Draußen vor der Tür standen Bienenkörbe, aber statt der Bienen wohnten dort Schmetterlinge. Und wenn die ausschwärmten, das war ein Anblick!

Ich liebe es nicht, Bienen zu quälen, sagte der Alte. Und übrigens sind sie so häßlich; sie sehen ja aus wie behaarte Kaffeebohnen, und stechen tun sie auch, wie Nattern.

Und dann gingen sie in den Garten hinaus.

Jetzt kannst du im Abcbuch der Natur lesen, und du wirst die Geheimnisse der Blumen und die Gefühle der Pflanzen kennen lernen. Aber du mußt nicht fragen, nur hören und antworten... Siehst du, Kind, auf diesem Graustein wächst etwas, das Graupapier ähnlich ist. Es ist das Erste was kommt, wenn der Berg feucht wird. Der Berg schimmelt; der Schimmel wird Flechte genannt. Hier haben wir zwei Stück; die eine gleicht dem Geweih des Rentiers, wird auch Rentierflechte genannt,

und ist die wichtigste Nahrung des Rennthiers. Die andere heißt isländische Flechte und gleicht ... Wem gleicht sie?

Sie gleicht einer Lunge, denn das steht in der Naturlehre.

Ja, sie gleicht unter dem Vergrößerungsglase den Luftblasen der Lunge, und daraus lernten die Menschen sie bei Brustkrankheiten gebrauchen, siehst du. Wenn nun die Flechten des Berges Humuserde angesammelt haben, dann kommen die Moose. Die haben etwas einfachere Blüten und setzen Samen an; sie gleichen den Eisblumen, aber du wirst sehen, daß sie auch dem Heidekraut ähnlich sind, und Nadelbäumen und allem möglichen, denn alle Pflanzen sind Verwandte. Das Wandmoos hier sieht wie eine Fichte aus, hat aber Samengehäuse wie der Mohn, wenn auch einfachere. Auf den Moosen wächst bald das Heidekraut. Wenn du nun das Heidekraut mit einem starken Vergrößerungsglase besiehst, so wird es ein Milchkraut, Epilobium auf lateinisch, oder

ein Rhododendron, ganz wie die Ulme, welche nur eine große Neſſel iſt. Die Erdmatte iſt fertig, und in der Humuserde wächſt alles; der Menſch hat zu ſeinem Nutzen eine Reihe Pflanzen eingefangen, aber die Natur ſelbſt hat ihm Anweiſungen gegeben, von welchen er nehmen und wie er ſie verwenden ſoll. Das iſt nicht merkwürdiger als die Verzierungen und Farben, welche die Blumen bekommen haben, um den Inſekten zu ſagen, wo ſich der Honig befindet. Du haſt ſelbſt die Roggenähre geſehen, wo die Geräte des Bäckers wie Bäckerſchilder heraushängen. Und wenn du den Flachs anſiehſt, die nützlichſte von allen Pflanzen, ſo hat ſie ſelbſt den Menſchen ſpinnen gelehrt. Sieh nur in die Blüte hinein, ſo findeſt du die Flachsriſte, wo die Staubfäden ſich um den Griffel winden, wie Werg um die Spindel. Um ſich deutlicher auszudrücken, ließ die Natur ein Schmarotzerkraut, Winde genannt, ſich um die ganze Pflanze ſchlingen, auf und nieder, hin und her, wie das Schiff

im Webstuhl. Wunderlich ist es, daß nicht ein Mensch, sondern ein Schmetterling zuerst darauf kam, daß der Flachs gesponnen werden konnte. Er heißt Flachswickler; und aus den Blättern spinnt er mit seiner eigenen Seide kleine Wiegendecken und Laken für seine Kinder. Seitdem man aber den Flachs anzubauen begonnen hat, ist er so schlau, die Zeit abzupassen, so daß die Kleinen flügge sind, ehe der Flachs gerauft wird. — Und die Arzneikräuter, kannst du glauben! Sieh den großen Mohn dort an; feuerrot wie das Fieber und der Wahnsinn! Aber auf dem Grunde der Blüte ist ein schwarzes Kreuz; das ist die Giftetikette des Apothekers. Und mitten im Kreuze sitzt eine römische Vase mit Rillen. In diese Rillen ritzt man, dann läuft das Heilmittel heraus, das, schlecht angewendet, den Tod bringen kann; aber, richtig angewendet, den guten Bruder des Todes, den Schlaf, geben kann. Ja, so klug und freigebig ist die Natur. Nun aber wollen wir nach dem Goldpuder sehen! . . .

Hier machte er eine Pause, um zu sehen, ob Blauflügelchen neugierig sei. Das war es aber nicht.

Jetzt wollen wir nach dem Goldpuder sehen.

Noch eine Pause! Nein, Blauflügelchen konnte schweigen, obgleich es so klein war.

Jetzt wollen wir nach dem Goldpuder sehen, der die Blüte des Frauenmantels und die Blätter des Steinbrechs hat. Das ist sein Kennzeichen und sagt, wo die Quelle ist. Der Frauenmantel sammelt sowohl Tau wie Wasser in seinen Blättern, ist selbst eine klare Quelle; aber der Steinbrech sprengt Berge. Ohne Berg hast du keine Quelle, der Berg mag noch so weit entfernt liegen. Das sagt der Goldpuder denen, die es verstehen wollen. Er wächst hier auf der Insel, und du sollst die Stelle wissen, weil du artig bist. Aus deiner kleinen Hand soll der reiche Mann das frische Wasser für seine verdorrte Seele bekommen, und durch dich soll diese Insel gesegnet werden. Geh in Frieden, mein Kind. Wenn du in

den Nußwald kommst, findest du eine Silberlinde rechts; unter der liegt eine kupferfarbene Blindschleiche, die nicht gefährlich ist. Sie wird dir den Weg zum Goldpuder zeigen. Ehe du aber gehst, mußt du dem Alten einen Kuß geben, doch nur, wenn du selbst willst.

Blauflügelchen reichte dem Alten ihr Mündchen hin und küßte ihn. Da verwandelte sich das Gesicht des Alten, und er sah um fünfzig Jahre jünger aus.

Ich habe ein Kind geküßt, ich habe Jugend bekommen! sagte der Gärtner; und du bist mir keinen Dank schuldig. Leb wohl!

Blauflügelchen ging in den Nußwald. Da spielte die Silberlinde, und die Hummeln sangen dazu in der Lindenblüte. Die Blindschleiche lag richtig da, aber ihr Kupfer sah aus, als sei es etwas verrostet.

Sieh, da ist Blauflügelchen, das den Goldpuder haben soll, sagte die kupferne Schlange. Du sollst ihn haben, aber unter drei Bedingungen: nicht schwatzen, sich nicht verlocken

lassen, nicht neugierig sein. Geh jetzt geradeaus, so findest du den Goldpuder.

Blauflügelchen ging geradeaus. Da traf es eine Frau.

Guten Tag, sagte die Frau, bist du beim Gärtner von Sonnenlichtung gewesen?

Guten Tag, Frau, antwortete Blauflügelchen und ging weiter.

Du schwatzest wenigstens nicht, sagte die Frau.

Dann traf sie einen Zigeuner.

Wohin gehst du? fragte der Zigeuner.

Ich gehe geradeaus! antwortete Blauflügelchen.

Dann läßt du dich nicht verlocken! sagte der Zigeuner.

Dann traf sie einen Milchmann. Aber sie konnte nicht verstehen, warum das Pferd im Karren saß und der Milchkutscher in die Gabel gespannt war und zog.

Jetzt gehe ich durch, sagte der Kutscher, und machte einen Satz, so daß das Pferd in den

Graben fiel ... Jetzt werde ich den Roggen begießen, sagte der Kutscher und nahm den Deckel von einer Milchflasche ab, um den Acker zu begießen.

Blauflügelchen fand das wohl sonderbar, sah aber nicht dahin, sondern ging weiter.

Du bist auch nicht neugierig, sagte der Milchkutscher.

Und jetzt steht Blauflügelchen am Fuße eines Berges; und die Sonne beleuchtete zwischen den Haseln eine grüne Faser des saftigen Krautes, das wie das klarste Gold glänzte.

Da war der Goldpuder; und Blauflügelchen sah, wie er der Quellader folgte, vom Berge herab in die Wiese des reichen Mannes.

Da fiel sie auf die Kniee, und pflückte drei Goldpuder, die sie in ihrer Schürze barg; und damit ging sie nach Hause zu ihrem Vater.

Der Dragoner nahm Helm, Säbel und Wams; und dann gingen sie zum Geistlichen. Und alle drei gingen zusammen zum reichen Manne.

Blauflügelchen hat den Goldpuder gefunden! sagte der Geistliche, als er in die Tür des Saales kam! Und jetzt sind wir alle reich, das ganze Dorf, denn nun wird es Badeort!

Und es wurde Badeort; es kamen Dampfboote und Handelsleute; Wirtshaus und Postamt, Arzt und Apotheke. Gold strömte im Sommer ins Dorf hinein, und das war das Märchen vom Goldpuder, der Gold machen konnte.

Der Geist in der Flasche

Es war einmal ein Fischer, der eine Flasche aus der See zog. Und in der Flasche saß ein Geist, der den Fischer verlockte, den Kork herauszuziehen; so ward der Gefangene frei und wurde seinem Befreier übermächtig ... Ja, das ist eine alte Geschichte aus „Tausend und einer Nacht", die wir alle kennen. Aber hier werden wir eine andere Flaschengeschichte hören, die in diesem Jahre gedruckt ist.

Es saß einmal ein armer Zeitungsmann im Ratskeller von Lillköping (das ist Kleinstadt) und hatte eine Flasche vor sich. Der Kork war ganz richtig herausgezogen und der Geist war los; er hatte sogar schon angefangen, seinen Befreier zu überwältigen, so daß dieser den Einfluß seines Spiritus familiaris empfand.

Am selben Tische saß auch ein armer Zeichner.

Wie sollen wir uns ein Abendessen ver-

schaffen? fragte der Zeichner. Hast du etwas, über das du schreiben kannst?

Nein!

Kannst du nicht so eine amerikanische Räubergeschichte erfinden, die im Notfall als Scherz aufgefaßt wird, aber auch für Ernst gelten kann?

Aber da muß man eine Idee haben, antwortete der Zeitungsmann. Ich habe keine; hast du eine?

Der Zeichner befingerte die leere Flasche, als wolle er einen Geist beschwören, der eine Idee im Kopfe hat.

Was glaubst du, würde ein Schluck kosten, wenn die Steuer nicht wäre? fragte er.

Der würde einen Pfennig kosten! antwortete der Zeitungsmann.

Wie soll man denn die Steuer los werden?

Wenn ein reicher Kauz stürbe und der Gemeinde zehn Millionen vermachte, so reichten die Zinsen für die ganze Steuer ... Da habe ich meine Idee, unterbrach sich der Zeitungs-

mann. Nimm ein Blatt und lies, du, während ich schreibe.

Und so geschah es.

Am nächsten Morgen stand in der Zeitung der Kleinstadt ein Gespräch mit unserem großen Landsmann James Anderson in Amerika.

Aus einer geringen Hütte Lillköpings stammend, hatte sich dieser Mann durch natürliche Begabung und eigene Kraft zu einer hervorragenden Stellung in der großen Stadt Ypsilon im Staate Wisconsin, U. S. A., emporgearbeitet. Multimillionär und Bürgermeister, hatte er bei der letzten Wahl als Kandidat der Demokraten und Silbermänner gesiegt, und bei der Präsidentenwahl im vorigen Jahre waren einzelne Stimmen auf James Anderson gefallen. Was aber ein größeres Interesse für die Vaterstadt besaß, das wurde mit fettem Druck in der Telegrammabteilung berichtet. Zur Feier seines sechzigsten Geburtstags hat-

te der verehrte alte Herr der Gemeinde Lill-köping ein Kapital von zehn Millionen ge-stiftet, das nach seinem Tode ausgezahlt wer-den sollte.

Große Aufregung herrschte in der Stadt, und James Andersons Name war auf allen Lippen und wurde gesegnet.

Der Zeitungsmann saß mit seinem Zeichner im Ratskeller und aß. Leute strömten herein und drückten ihm die Hände, überfielen ihn mit Fragen; und an jedem Tische wurde die Stiftung besprochen, wurden Vorschläge ge-macht, wie das Kapital am besten anzulegen sei. Der ganze Saal war von James Ander-son erfüllt, es rauschte in der Luft von James Anderson, es wurde auf James Anderson ge-trunken, es wurden auf James Anderson Re-den gehalten. Der Zeitungsmann, der die frohe Botschaft gebracht hatte, wurde schließlich durch den Saal getragen. Spät in der Nacht nahm der Redakteur dem Zeitungsmanne ein feierliches Versprechen ab, ihm so bald

wie möglich ein Porträt von James Anderson zu beschaffen.

Einige Tage später brachte die Zeitung wirklich James Andersons Porträt (vom Zeichner gezeichnet) und ein Interieur aus seinem Cottage, das in Nebraska lag, auf dem 66. Breitengrade, 2000 Meter über dem Meere. James Anderson saß in einem amerikanischen Ruhesessel aus Büffelleder; an seiner Seite stand Lady Anderson, eine Dame in mittleren Jahren mit etwas harten Zügen und diesem abwesenden Ausdruck in den tiefen Augen, der so eigentümlich für die Nordstaaten ist. James Andersons älteste Tochter, Dr. med. der Universität Philadelphia und Ehrenmitglied des Vereins gegen Vivisektion, war auf der anderen Seite zu sehen; zu ihren Füßen lag ein Foxterrier, der vom Lovely des Prinzen von Wales und der Sarah des Präsidenten Mac Kinley abstammte.

Genug, James Anderson war aus einer Idee Fleisch geworden, hatte Leben erhalten,

Glieder, Familie; fehlten nur noch Ahnen. Aus dem Archiv des Rathauses wurde eine Stammtafel zusammengesucht, und eine Reihe Artikel brachte die Geschichte der Familie Anderson von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart.

Der Zeitungsmann lebte nur für James Anderson, in James Anderson: er war so erfüllt von James Anderson, daß er an dessen Dasein glaubte. Er hatte ihn ja selbst geschaffen, ihm Leben und eine Geschichte gegeben; er war das Kind seines Geistes, und er liebte James Anderson, der ihm daneben ein reichliches Brot gewährte.

Aber sein Freund, der Zeichner, ging auch nicht leer aus. Er zeichnete James Anderson, wie er in den Alleghany-Bergen Elche jagt. Schließlich erreichte er es, daß man eine Büste von James Anderson bei ihm bestellte, die im Rathaussaal aufgestellt werden sollte.

Der Zeichner hatte den nordamerikanischen Typ gewählt, zwischen Apostel und Sträfling; aller Urteile stimmten überein: nur so

konnte James Anderson aussehen; so müßte er aussehen, wenn er es nicht täte.

Eines Tages saßen die beiden Spaßvögel wieder im Ratskeller und hatten eine Flasche vor sich, aus der verschiedene Geister emporgestiegen waren.

Wenn er uns sterben sollte? sagte der Zeichner.

Ich habe sein Leben in meiner Hand! antwortete der andere, ich kann ihn töten, wann ich will! Jetzt weißt du's! Meine Macht ist unbegrenzt, und du weißt, mit einem Federstrich kann ich unsere Gemeinde vernichten, denn sie hat Vorschuß auf die Millionen genommen. Sieh nur, wie die Stadt gewachsen ist, seit James Anderson zur Welt kam; neue Häuser, neue Brücken, Gasanstalt und Wasserleitung, alles von James Anderson, auf Kredit natürlich. Wir — sind — mächtig; wir — wissen — nicht, wie mächtig wir sind.

In diesem Augenblick zeigte sich im Saale ein Mensch, der mit den Augen nach dem Ti-

sche des Zeitungsmannes tastete; und als er ihn aufs Korn genommen hatte, schoß er auf den mächtigen Mann los.

Sie sind der Herr, der James Anderson aus Ypsilon, Wisconsin, U. S. A., kennt? begann er.

Ja, der bin ich!

Haben Sie James Anderson gesehen?

Nein, aber ich kenne ihn doch!

Gut! Das tue ich auch, um so mehr, als ich mit ihm verwandt bin und das Vermächtnis anfechten werde.

Ist er denn tot?

Nein, nicht, soviel ich weiß, aber er kann sterben!

Dann warten Sie, bis er stirbt!

Ich will nicht warten, ich habe nie warten können; ich liebe schnelle Resultate und wende mich an die Rechnungskammer.

Damit ging er.

Jetzt wurde dem Zeitungsmanne zum ersten Male in seinem Leben bange; und da er die

Gefahr, die in der Flasche saß, fürchtete, korkte er sie zu, erhob sich und sprach:

Mit der Rechnungskammer ist nicht zu scherzen; da haben sie die Aufgabe, die Papiere zu prüfen, aber unsere Papiere vertragen keine Prüfung. Was sollen wir tun?

Der Zeichner war auch nicht mutig; er dachte eine Weile nach, und dann sprach er:

Aber wie kann unser James Anderson einen Verwandten haben, da er nicht existiert?

Er muß existieren, sonst können wir nicht existieren!

Und sie gingen in die Nacht hinaus; unheimlich war ihnen zu Mut; der Geist war losgelassen, und sie konnten ihn nicht mehr beschwören.

Als die Rechnungskammer den Protest empfing, mußte die Existenz der Stiftung und des Stifters erst bestätigt werden; darum wurde ein Schreiben an den Gesandten nach

Washington geschickt. Der Gesandte antwortete telegraphisch: „Kenne James Anderson nicht.“ Da meinte der von Lillköping zum Reichstag Abgeordnete, der zur Opposition gehörte: ein Gesandter, der nicht weiß, was er redet, müsse getadelt werden; er interpellierte den Minister des Aeußeren und forderte ihn auf, den Gesandten zurechtzuweisen. Als sich der Minister weigerte, fiel seine Regierungsvorlage, und er mußte abgehen, im Abgange das ganze Ministerium mit sich ziehend. Eine Krisis brach aus, und als es zur Neuwahl kam, stand James Anderson auf dem Programm.

Es waren furchtbare Tage für unseren Zeitungsmann. Er hielt sich eingeschlossen, dachte nach Amerika zu reisen, hatte aber kein Geld. Der Zeichner und er saßen auf ihren Stühlen in der Kammer hinter herabgelassenen Vorhängen. Sie lebten in Angst, bebten vor Polizei und Militär; ja, sie glaubten James Anderson selbst auf den Treppen zu hören.

Schließlich faßte der Zeitungsmann einen Entschluß.

James Anderson muß sterben, sonst sind wir verloren!

Aber wenn er stirbt, fällt Lillköping in Trümmer, denn die Anleihen werden gekündigt.

Aus dieser Sache kommen wir nie heraus! Aber James muß sterben!

Der Nekrolog wurde geschrieben, der Zeichner zeichnete ein Porträt mit Trauerrand, und die Stadt gab eine Trauerfeier im Theater; aber es war auch ein Fest der Dankbarkeit und der Freude, denn jetzt war die Erbschaft fällig. Der Zeitungsmann, der den Prolog geschrieben hatte, weinte, als er auf der Bühne stand, weinte aus Entsetzen vor dem Krach, der jetzt kommen mußte. Er hätte gern den Mund geöffnet und erklärt, alles sei ein schlechter Scherz, wagte es aber nicht, denn das Land stand infolge des Wahlkampfes in Flammen. Er brauchte auch nicht selbst zu sprechen, denn beim Bankett des Abends traf ein Telegramm

vom Minister des Aeußern ein mit der Erklärung, James Anderson gebe es nicht, das Ganze sei eine Räubergeschichte oder ein Betrug.

Das war eine Aufregung im Saale! Oh, du großer Gott! Aerger und Trauer! Viele aber wollten es nicht glauben.

Der Zeitungsmann konnte es nicht länger aushalten. Er ging auf die Tribüne, fiel auf die Kniee, bekannte alles und bat um Schonung.

Nein! donnerte die Versammlung. Keine Gnade! Ins Gefängnis mit ihm!

Gnade! jammerte der Schuldige.

Nein! wurde geantwortet.

Und damit war es zu Ende? Nein, es gibt Geschichten, die nicht so schnell zu Ende gehen!

Auf die Estrade stieg ein Mann von eigentümlichem Aussehen, mitten zwischen Apostel und Ankerschmiede. Sein Aussehen gebot Schweigen und erregte Schrecken; und als er zu sprechen anfing, ging ein Schauder durch die ganze Versammlung:

Meine Herren, sprach er, ich heiße — James Anderson!

Aller Augen richteten sich auf die Büste im Hintergrund des Saales, und die auffallende Aehnlichkeit machte einen überwältigenden Eindruck; am meisten auf den Zeitungsmann, der seinen Homunkulus lebendig vor sich sah, trotzdem er ihn getötet hatte. Ja, ihm wurde so bange vor seinem Werke, daß er den Verstand verlor und unter einen Stuhl kroch, um sich zu verbergen.

Als der neue James kein weiteres Zeichen machte, daß er sprechen wolle, mußte der Vorsitzende etwas sagen, und er fragte:

Sind Sie James Anderson?

Ich heiße James Anderson! antwortete er.

Aus Wisconsin, U. S. A.?

Nein aus Michigan, U. S. A. Ich heiße James Anderson, aber ich bin nicht derselbe; und ich komme hierher auf der Cunard-Linie, um die Zeitung zu verklagen, weil sie meinen

Namen in einer Schwindelgeschichte mißbraucht hat.

Der Zeitungsmann wollte zum Fenster hinausspringen, wurde aber zurückgehalten.

Und nun begannen zwei Prozesse, die noch dauern. Aber der scherzhafte Zeitungsmann ist ernst geworden und will nichts mehr mit Geistern zu schaffen haben.

Er glaubt allerdings nicht an Geister, aber er möchte doch nichts mit ihnen zu tun haben!

Übersicht

Seite

In Mittsommerzeiten 1

Das große Kiessieb 25

Der Siebenschläfer 35

Die Drangsale des Lotsen 49

Photographie und Philosophie 73

Ein halber Bogen Papier 79

Triumphator und Narr 85

Als die Baumschwalbe in den Kreuzdorn kam 101

Die Geheimnisse der Tabakscheune 121

Das Märchen vom Sankt Gotthard . . . 133

Jubal ohne Ich 157

Die Goldhelme im Olleberg 175

Blauflügelchen findet den Goldpuder . . . 193

Der Geist in der Flasche 209

Gedruckt bei Mänicke und Jahn in Rudolstadt.
Gebunden in Rennersche Buntpapiere bei
H. Fikentscher in Leipzig. 150 Exemplare wurden auf van Gelderbütten abgezogen, in Halbleder gebunden und numeriert.

Im Zeichen August Strindbergs

standen und stehen die deutschen Theater seit mehreren Jahren. Aber auch die Welt der deutschen Leser steht jährlich mehr in seinem Bann. Seine Gemeinde wächst mit jedem Monat, die Wirkung seines Werkes gleicht einem strahlenden Siegeszuge und es steht heute schon außer jedem Zweifel, daß das Werk dieses großen germanisch-nordischen Künstlers auch über Jahrzehnte hinaus währen und nichts von seiner ewigen Bedeutung verlieren wird.

In meinem Verlage erschienen

Strindbergs Sämtliche Werke

Verdeutscht von Emil Schering

Dem Verleger, der nun seit 10 Jahren (1906 bis 1916) die Werke Strindbergs dem deutschen Publikum vermittelt, ist es eine große Freude, heute mitten im Weltkriege feststellen zu können, daß seine damaligen Erwartungen, die er an den Dichter knüpfte, nicht fehlschlugen und daß er recht behielt im Zeichen Strindbergs.

Georg Müller Verlag München

Dramen:

1. Bd. Jugenddramen. Noch nicht erschienen. / 2. Bd. Romantische Dramen. Noch nicht erschienen. / 3. Bd. Naturalistische Dramen: Der Vater / Kameraden / Die Hemsöer / Die Schlüssel des Himmelreichs. Geh. M. 5.—, geb. M. 7.— / 4. Bd. Elf Einakter: Fräulein Julie / Gläubiger / Paria / Samum / Die Stärkere / Das Band / Mit dem Feuer spielen / Vorm Tode / Erste Warnung / Debet und Kredit / Mutterliebe. Geh. M. 4.—, geb. M. 6.— / 5. Bd. Nach Damaskus. In drei Teilen. Geh. M. 4.—, geb. M. 6.— / 6. Bd. Rausch / Totentanz I. und II. Teil. Geh. M. 4.—, geb. M. 6.— / 7. Bd. Jahresfestspiele: Advent / Ostern / Mittsommer. Geh. M. 4.—, geb. M. 6.— / 8. Bd. Märchenspiele: Ein Traumspiel / Die Kronbraut / Schwanenweiß / Ein Traumspiel. Geh. M. 3.—, geb. M. 5.— / 9. Bd. Kammerspiele: Wetterleuchten / Die Brandstätte / Gespensterssonate / Der Scheiterhaufen. Geh. M. 4.—, geb. M. 6.— / 10. Bd. Spiele in Versen / Abu Casems Pantoffeln / Fröhliche Weihnacht / Die große Landstraße. Geh. M. 4.—, geb. M. 6.— / 11. Bd. Meister Olof. In beiden Fassungen. Geh. M. 4.—, geb. M. 6.— / 12. Bd. Königsdramen: Folkungersage / Gustav Wasa / Erich XIV. / Königin Christine. Geh. M. 5.—, geb. M. 7.— / 13. Bd. Deutsche Historien: Gustav Adolf / Luther oder Die Nachtigall von Wittenberg. Geh. M. 5.—, geb. M. 7.— / 14. Bd. Dramatische Charakteristiken: Engelbrecht / Karl XII. / Gustav III. Geh. M. 4.—, geb. M. 6.— / 15. Bd. Regentendramen. Noch nicht erschienen.

Die Bände 5 bis 10 unter dem Titel: Meisterdramen vollständig geheftet 20 M., gebunden in Leinen 32 M., in Halbleder 42 M., in Ganzleder 75 M.

Georg Müller Verlag München

Romane:

Vollständig in fünf Bänden zu ermäßigtem Preis: geh. M. 18.—, in Leinen mit Kassette M. 27.50, in Halbleder mit Kassette M. 36.—, in Ganzleder mit Kassette M. 65.—.

1. Bd. Das rote Zimmer. Roman. Geh. M. 4.—, geb. M. 6.—.
2. Bd. Die Inselbauern. Roman. Geh. M. 4.—, geb. M. 6.—.
3. Bd. Am offenen Meer. Roman. Geh. M. 4.—, geb. M. 6.—.
4. Bd. Die gotischen Zimmer. Roman. Geh. M. 4.—, geb. M. 6.—.
5. Bd. Schwarze Fahnen. Roman. Geh. M. 5.—, geb. M. 7.—.

Lebensgeschichte:

Vollständig in fünf Bänden zu ermäßigtem Preis: geh. M. 22.—, in Leinen mit Kassette M. 32.—, in Halbleder mit Kassette M. 40.—, in Ganzleder mit Kassette M. 70.—.

1. Bd. Der Sohn einer Magd. Geh. M. 5.50, geb. M. 7.50.
2. Bd. Entwicklung einer Seele. Geh. M. 4.—, geb. M. 6.—.
3. Bd. Die Beichte eines Toren. Geh. M. 5.—, geb. M. 7.—.
4. Bd. Inferno. Legenden. Geh. M. 5.—, geb. M. 7.—.
5. Bd. Entzweit / Einsam. Geh. M. 4.—, geb. M. 6.—.

Gedichte:

Ein Band Gedichte. Noch nicht erschienen.

Novellen:

I. Die modernen Novellen

1. Bd. Heiraten. Zwanzig Ehegeschichten. Geh. M. 4.—, geb. M. 6.—.
2. Bd. Schweizer Novellen. Geh. M. 4.—, geb. M. 6.—.
3. Bd. Das Inselmeer. Noch nicht erschienen.
4. Bd. Märchen, Fabeln, Gedichte in Prosa. Erscheint Herbst 1917.
5. Bd. Drei moderne Erzählungen. Geh. M. 4.—, geb. M. 6.—.

Georg Müller Verlag München

II. Die historischen Novellen

Vollständig in vier Bänden zu ermäßigtem Preis: geheftet M. 16.—, in Leinen M. 24.—, in Halbleder M. 30.—, in Ganzleder M. 55.—.

1. Bd. Schwedische Schicksale und Abenteuer. Geh. M. 4.—, geb. 6.—.
2. Bd. Kleine historische Romane. Geh. M. 4.—, geb. M. 6.—.
3. Bd. Historische Miniaturen. Geh. M. 4.50, geb. M. 6.50.
4. Bd. Schwedische Miniaturen. Geh. M. 5.50, geb. M. 7.50.

Wissenschaft:

1. Bd. Unter französischen Bauern. Geh. M. 4.—, geb. M. 6.—.
2. Bd. Blumenmalereien und Tierstücke / Schwedische Natur / Sylva Sylvarum. Noch nicht erschienen.
3. Bd. Antibarbarus. Noch nicht erschienen.
4. Bd. Dramaturgie. Geh. M. 4.—, geb. M. 6.—.
5. Bd. Ein Blaubuch / Die Syntheſe meines Lebens. Geh. M. 5.50, geb. M. 7.50.
6. Bd. Ein neues Blaubuch. Geh. M. 5.50, geb. M. 7.50.
7. Bd. Ein drittes Blaubuch. Erscheint Herbst 1917.
8. Bd. Das Buch der Liebe / Ungedrucktes und Gedrucktes aus dem Blaubuch. Geh. M. 4.—, geb. M. 6.—.

Jeder einzelne Band kann auch in Halbfranz- und Ganzleder-Einbänden bezogen werden. Die Halbfranz-Einbände sind um 4 Mark, die Lederbände um 10 Mark teurer als das geheftete Exemplar.

Prospekte stehen umsonst zur Verfügung

Georg Müller Verlag München